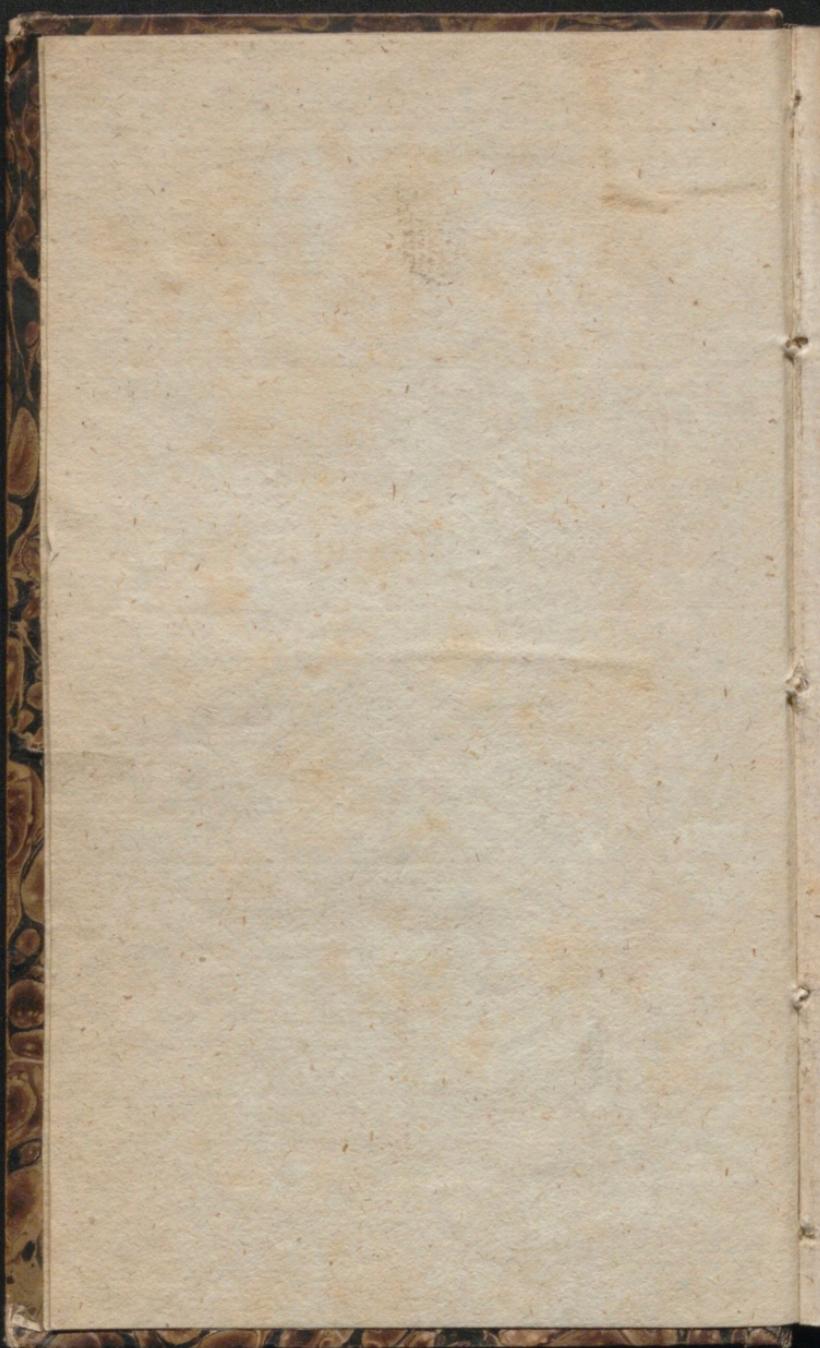


~~90~~ / 3. Bd., 2-  
~~300~~

Ha 179







Die  
beiden Bräute.

---

Von  
August Lafontaine.

---

Erster Theil.

1853

---



Berlin,  
in der Sanderschen Buchhandlung.  
1808.

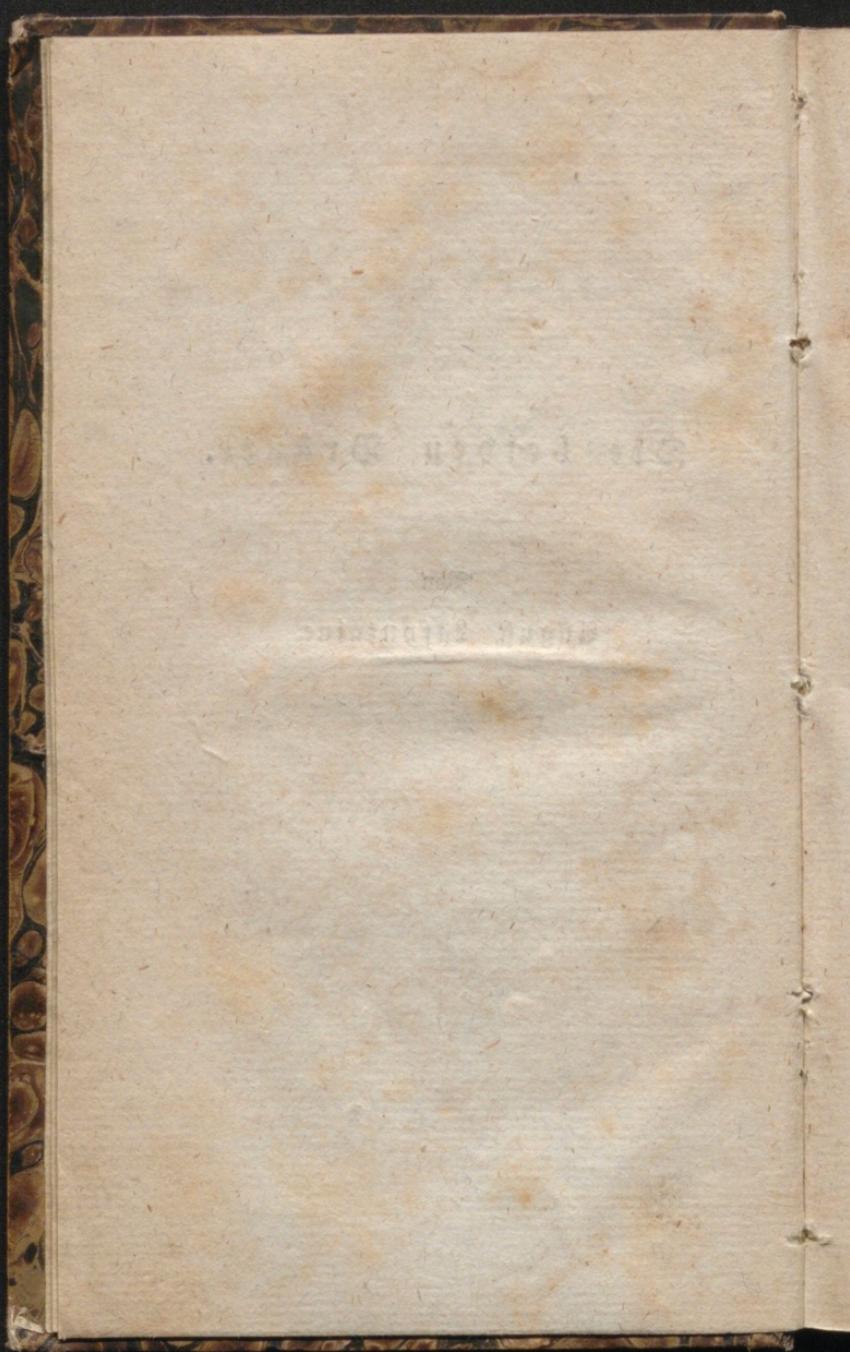
E.: Bidlot; Theod. v. Kleist



# Die beiden Bräute.

---

Von  
August Lafontaine.



Eine Scene aus der Wohnstube.

Der Geheimerath Norden war eben fertig geworden mit seinem Ankleiden, seine Frau und Tochter saßen am Stickrahmen, und seine Nichte, Rosette, half ihnen.

Der glückliche Tag wird doch auch kommen, sagte die Mutter zu Rosetten: da wir, ich den Sohn, du den Spielgefährten deiner Jugend wiedersehen.

Und ich, rief Händeklatschend Zettchen: den Bruder, den Freund, den Geliebten könnte ich sagen, liebe Mutter; denn kaum könnte ich mich auf einen Geliebten so freuen, als auf die Rückkunft meines edlen Bruders; denn sein Geist, so hell, so rein! sein Herz so groß, so edel! Er, so königlich! so stolz!

Hm, hm, sagte der Geheimerath, ich möchte wohl einmal eine solche Lobrede verdienen, und wahrhaftig, Gettchen, ich habe es mir darum im Leben sauer werder lassen, indeß, Kind, sag' ich dir, es gehört mehr dazu als Versemachen.

O lieber Vater, sagte Gettchen, o liebe Tochter! sagte der Geheimerath; ich mag das nicht, daß ihr einen jungen Menschen, wenn ihm der Rock wohl steht, mit Schmeicheleien, oft die einzige Tugend, die ihn kleidet, raubt, die Bescheidenheit. Der Bursche, der August — Nun laßt mich drüber schweigen.

Nein, ich bitte dich zu reden, sagte die Mutter; denn was du sagst, klingt als dürfte die Mutter sich nicht freuen. Er verdient, dünkt mich, was Gettchen von ihm sagte.

Hm, hm, sagte der Geheimerath eisnigemal mißbilligend und Kopfschüttelnd: der Bursche, der August! — —

Da fiel Rosette ihm sanft ein: Sie sind doch wohl zu strenge, lieber Oheim.

Welcher Vater ist das nicht, Rosette? und welches Mädchen, wie du, Rosette, wäre nicht neugierig zu wissen, was der Vetter nun sagen wird, wenn er zu Hause kommt und er sieht nun die Cousine, die er als ein Kind von zehn Jahren verließ — wie eine — nun Kinderchen, wie muß ich sagen — wie eine der Horen — zu meiner Zeit warens die Grazien — wieder und — hier heftete der Geheimerath einen sehr angenehmen Blick auf Rosetten — so hat er wohl nicht gedacht dich wieder zu finden. Das Mädchen erröthete, aber Rosette, wer weiß wie wir ihn wieder finden, du und ich. Freilich! freilich! hier stieß er den Stock auf die Erde und zog die Stirne kraus.

Gott behüte, wenn das ein Fremder hörte und sähe, lieber Mann, sollte der nicht denken —

Dass ein Vater von dem Sohne mehr verlangt, als eine Wiederkunst und die edle Kunst Verse zu machen, und wären sie auch gedruckt: das würde er denken.

Aber du, Mama, verstehst dich darauf,  
was zu einem Manne gehört.

Zettchen, sagte die Mutter, lies doch  
dem Vater deinen Brief vor. Zettchen  
holte den Brief aus ihrem Körbe, und  
die drei Frauenzimmer warfen nun so  
triumphirende Blicke auf den Vater, der  
Hut und Stock weglegte und sich dann  
setzte, und so entzückte Blicke auf den  
Brief, daß der Vater lächelnd sagte: das  
muß eine Seligsprechung von Rom seyn,  
so gewiß seid ihr eurer Sache.

Henriette bog den Kopf stolz zurück  
und fing zu lesen an: „Wäre ich nicht  
Braut, liebes Zettchen, so schrieb ich dir  
über deinen Bruder kein Wort, und den-  
noch möchte ich dir fast nichts sagen, denn  
man kann nicht von ihm reden, oder das  
Herz kommt ein wenig in Bewegung.  
Hier ist nur Eine Stimme über ihn, über-  
all empfängt ihn Liebe und Bewunderung,  
so gar — hier erhob Zettchen ihre Stim-  
me, so gar der Alten, die — wie du  
weißt — Ich schreibe dir eine Stanze

aus Schillers Gedichten ab und du hast  
das Bild deines Bruders.

Wie leicht wird er daher getragen,  
Was ist dem Glücklichen zu schwer!  
Wie tanzet vor des Lebens Wagen  
Die lustige Begleitung her!  
Die Liebe mit dem süßen Lohne,  
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,  
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,  
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!"

Hier legte die Geheimeräthin ihre Hand  
auf die Hand ihres Mannes, um damit  
eine Thräne zu vertheidigen, die ihr ins  
Auge gekommen war.

Der Geheimerath lächelte, und ohne  
durch etwas den Händedruck seiner Frau  
zu erwiedern, sagte er: Deine Freundin  
ist nicht glücklich in der Wahl ihrer Verse,  
denn Satyre soll es doch wohl nicht sein?  
Die lustige Begleitung! ja wohl lustig!  
Ihr habt einen Brief, ich habe auch einen,  
aber da muß ich euch zuerst ein Geschichtchen  
erzählen, Kinderchen, ehe ich euch diesen  
Brief mittheile. Wie ich und Palm aus

Italien zurück kamen — Denn, Rosette, ich bin auch in Rom gewesen, da waren denn, wie natürlich, alle Baasen, Tanten und Mühmen versammelt und meine Cousinen auch, Rosettchen. Und nun wollten sie Erzählungen hören von Banditen, Räubern und Mördern; denn damals kannten die Damen noch nicht den Apoll und den Antinous. Zuletzt mußten wir unsere Tagebücher vorlesen; der Palm war, wie ihr wißt, auch so ein Versemann. Palm las und ich hörte mit allen meinen Ohren, denn von allem, was er gesehen hatte, hatte ich gar nichts gesehen. Jedes Bauernmädchen in Italien war ihm als eine Nymphe vorgekommen, die in ihrer Brust den festen Römersinn mit zarter Empfindung vereinigte. Er sprach von dem Reichthum, der Fruchtbarkeit des Süden, in Gegend, wo mein Tagebuch mit einem großen Nota Bene anmerkte, daß wir fast in Gefahr gewesen waren, zu verhungern; wo ich in verfallenen Hütten ekelhafte Armut, Unwissenheit und Kriegerei gefun-

den hatte, da fand er Mähigkeit, einfache Größe, und hinter jeden Zaun einen Brutus! Das merkt euch, und nun will ich euch meinen Brief vorlesen, Kinderchen, doch das sage ich vorher, daß keine Verse drin vorkommen. Er las:

„Hochwohlgeborener Herr, Insonders Hochzuehrender Herr geheimer Justizrath, liebster Freund und Herr Bruder —“

Zettchen sang hier ein wenig an zu Lichern, Rosette lächelte ein wenig, Norden aber fuhr trocken fort:

„Deinen Herrn Sohn habe bereits die Ehre gehabt oft in allerlei Verhältnissen zu sehen, und wünsche meinem Herrn Bruder Glück zu dem Sohne, denn ich kann wohl mit Recht sagen: er wird wohl werden mit Gottes Hülfe.“

Mit Gottes Hülfe! brummte Zettchen.

Sa mit Gottes Hülfe, sagte der Geheimerath streng, und auch du Zettchen, mit Gottes Hülfe. Er fuhr fort:

„Zu strenge muß man es mit jungen Leuten nicht nehmen, denn wir sind auch jung gewesen, und so hoffe ich, wie ges-

sagt, mit Gottes Hülfe. Ein Jüngling hält seine Leidenschaften für Tugenden, seinen Ehrgeiz für einen verdienten Lorbeerkrantz, seine Plane für Thaten, seine Eitelkeit für Verdienst, seine Verschwendung für Großmuth, seine Thorheit für Witz, und seine Verachtung Anderer für Genie. Weil ihnen auf einer kleinen Anhöhe schon ein Schwindel ankommt, so halten sie den Schwindel für einen Beweis ihres unermesslich hohen Standpunkts, kurz es sind junge Leute, wo man ein Auge zu thun muß. So auch mit des Hochgeehrtesten Herrn Bruders Sohn. Er wird wohl werden, nach dem alten Spruchwort: wer auf eine Leiter hinauf will, muß von der untersten Stufe anfangen."

Hier riß Jettchens Faden ab, und sie warf die Nadel an den Boden.

So wie deine Stickerei, Jettchen, sagte der Vater. Eine Blume macht nicht aus, es will etwas Ganzes werden. Er fuhr fort:

„Meine Frauensleute können zwar nicht aus hören ihn zu loben, denn er ist

• belesen in den neuesten Romanen, Versen und Schauspielen. Er spielt die Geige recht gut, und findet meine Frauensleute recht liebenswürdig. Welches ich nicht tadeln will, in der Hoffnung, daß er das alles nicht höher hält, als er soll. Er weiß doch in der That alles, sagte noch heute meine Tochter, die Braut ist, und sich dem hochgeehrtesten Herrn Bruder treu ergebenst empfehlen läßt. Nun denn, sagte ich zu ihr, so erinnere mich, wenn er kommt. Wenn er Alles weiß, so soll er mir erzählen, was mir diese Nacht geträumt hat."

„Uebrigens ist er nicht so geschwächig wie Andere seines Gleichen, die auf den Kapitol gestanden haben. Ein gutes Zeichen, nach dem Sprichwort: leere Fässer machen den meisten Lärmen. Er giebt zu, daß außer ihm und seinen Freunden, und den Alten — die er kennt, was meine Freude ist — noch große Männer in Deutschland sind. Uebrigens hat er seine Zeit genüßt, wie ich aus mancherlei Gesprächen, wo ich ihm ein wenig auf den

Zahn fühlte, gemerkt habe. Er ist kein Mädchenjäger, kein Spieler, er ist nicht vor noch hinter der Mode, und braucht nicht zu jedem Vergleiche die Peterskirche und den Vesuv, sondern rechnet nach Fuß und Ruten. Kurz ich darf dem hochgeehrtesten Herrn Bruder zu dem Sohne gratuliren, als welcher durch Hülfe Gottes, des Vaters Rath, mit der Zeit und durch Erfahrung wohl werden wird.“

„Nebrigens darf ich dem Herrn Bruder nicht verschweigen, daß sein Busensfreund ein Officier ist, aus dessen Gesellschaft ich ihn von Herzen wegwünschte.“  
— Hier hoben die drei Frauenzimmer die Augen empor und der Vater las mit leiser und bewegter Stimme: „Dieser junge Mensch ist ein Windsack, Spieler und Mädchenjäger, und nach dem alten Sprichwort, verdirbt schlechte Gesellschaft gute Sitten.“

Hier ließ der Vater den Brief auf sein Knie sinken, sah nachdenkend vor sich hin und schüttelte finster den Kopf.

Seine Frau legte noch einmal ihre Hand auf die seinige und hier drückte seine Hand die ihrige zärtlich wieder. Was macht er mit dem Menschen? fragte Norden? was? Ein Officier! ein Mädchenjäger! ein Spiesler! von Profession vielleicht! ein Abentheurer! mit jedem Ausruf verstärkte sich seine Stimme, ein Betrüger vielleicht. Hier sprang er auf.

Ein junger Mensch sieht das nicht so wie du, lieber Mann,

Das eben! das eben! weil sie so nicht sehen wie wir, so taumeln sie sorgenlos in den Abgrund, der sie verschlingt. Auf diesem Wege, setzte der Geheimerath noch viel bewegter und mit einer weichern Stimme, als ihm seine Tochter zugetraut hatte, hinzu: auf diesem Wege ging mir mein Bruder verloren. O mein Bruder! sagte er leise für sich.

War er auch so schuldig? fragte seine Frau. Er ging mir verloren! antwortete leise Norden, nahm Hut und Stock und ging.

Es entstand eine Stille unter den drei Frauenzimmern. Gettchen unterbrach sie. Es ärgert mich, Mutter, sagte sie, und wenn er auch recht hat, der Vater, so ärgerts mich doch. Sehen Sie, Mütterchen, wenn einen die Seele so voll ist, wenn man so begeistert auf das Leben sieht, wie auf den offenen Himmel; wenn man in jedem Menschen einen Engel erblickt, und selbst einer zu seyn die Hoffnung und den Mut hat; wenn das Leben mir nichts mehr als nur die Gelegenheit zu den edelsten Tugenden, zu den schwersten Opfern ist; dann liegt das Leben so tief unter mir, und ich schwebte in dem Himmelsglanze meiner gewiß tugendhaften Begeisterung darüber hin. Dann kommt der Vater, nennt das Schwärmerei und predigt so lange, bis ich denn auch nüchtern werde. Ha, er hat recht, die Menschen sind so, wie er sagt, aber was ist denn das Leben? was bin ich denn selbst? Das Leben wird mir so gemein, wie eine große Wirthshausstube voll Fuhrleute, wo man nur ist,

trinkt, spielt, schnarcht, bezahlt und weiter fährt, nicht wahr, Rosette?

Wie könnte ich das denken? antwortete Rosette leise.

Fettchen, beantwortete mir eine Frage, sagte die Mutter: warst du je besser, als der Vater dich glaubte. Warst du?

Das ärgert mich eben, das eben! Wie mir der Mensch, Sie wissen ja, Mutter, wer, zum ersten male sagte, ich wäre hübsch, das nahm der Vater so übel, Sie, Mütterchen, nahmen meine Partei, Sie meinten, einmal hätte nicht viel zu sagen. Da sagte der Vater, sag' du einem Mädchen nur einmal in deinem Leben, sie ist hübsch, so wird es ihr der Teufel in einer Stunde hundertmal zuflüstern. — Mütterchen! Mütterchen! der Vater hatte recht, aber ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich das ärgerte, denn ich konnte den Teufel und sein Flüstern durchaus nicht los werden.

Nun denn, da haben wirs! Rosette, hat der Vater je dir so etwas gesagt?



„Nein, liebe Tante,“ antwortete Rosette. Und, fuhr die Tante weiter fort, hat dir je eine Stimme zugesüstert, du wärst schön?

O liebste Tante, antwortete Rosette beschämt: Mir auch? Wie könnte das sein?

O du reine, reine Seele! sagten Mutter und Tochter, und Rosette küßte der Tante die Hand, um ihre Schamröthe zu verbergen.

Sieh, das meint der Vater, Jettchen; er liebt die Verse wohl, aber sie müssen aus der Seele quillen, wie beim Gram die Thräne aus dem Auge.

---

Hans Norden an van Zorden.

Koblenz.

Ich rufe alle Mächte der Zeit und des Zufalls auf, mir zu bezeugen, ob ich ihnen jemals etwas in den Weg gelegt habe, wie sie es von meiner frühesten Jugend an mir gethan

gethan haben. Es dauerte auch lange, ehe ich mich mit thnen vertragen lernte. In der Jugend lief ich Sturm gegen die Göttin des Glücks. Ich wollte ihr meine Siegeskränze entreißen, aber sie warf mir ein Sandkorn nach dem andern auf den Weg, den ich gehen wollte, bis ein Berg, wie das Mondgebirge, das ich zu diesem Vergleich wähle, weil weder ich noch Du wissen, wie hoch es ist — auf meinem Wege lag. Ist es denn nicht, fragte ich mich in einer recht vernünftigen Stunde, eben so gut, wenn ich an der Hand dieser Göttin ruhig mitgehe, als meiner Wünsche wegen, die nicht weiser sind, mich mit ihr zu zanken? Und so ging ich, Jörden, und fand endlich, daß nichts so schlimm ist, was nicht wozu gut wäre.

Eine abgedroschene Maxime! O ja! Nur mit der Zunge des eitlen Menschen abgedroschen, nichts weiter; denn verständen die Menschen das, und tausend andere Sprichwörter, als: nach Regen scheint die Sonne; so würdest Du nicht so viele Augen sehen, welche die Furcht und der

Gram zu Regenrinnen gemacht haben.  
Doch ich wollte Dir nur sagen, Jorden,  
daß ich vorerst nicht wiederkomme, weil  
der Kobold des Zufalls mir zu thun gege-  
ben hat. Kurz, sende mir Geld, ich ha-  
be mich rein ausgegeben.

Ich war so eilig, als sähe der Tod  
hinter mir, und ich könnte nur mit Extras-  
post entkommen. In Bruchsal hatte ich  
so wenig Zeit, daß ich nicht einmal das  
Waisenhaus besuchen wollte, obgleich meine  
Wirthin und ein Officier, der aussah,  
wie ein Preußischer, da er doch nur der  
Officier eines Bischofs war, mir versicher-  
ten, die Waisenkinder äßen, tränken, gin-  
gen, arbeiteten, beteten, läsen, dächten  
und alles nach der Trommel und auf Com-  
mando. Könnte man Automaten ersin-  
den, die sich fort pflanzten, so möchte der  
Teufel die Menschen holen! sagte ich. In  
Kirchheim, jenseits des Rheins, habe ich  
vor der Thüre eines Uhrmachers ohnehin  
eine Schildwache von Holz gesehen, der  
die Uniform auf den Leib gemahlt war,  
die das ganze Jahr durch nicht sechs Kreuz-

zer kostete und doch das ganze Exercitium machte.

Eben wie ich in den Wagen steigen will, höre ich, daß Karlsruhe wie ein Fächer gebauet ist, und ich fuhr — nach Karlsruhe statt nach Wimpfen. Ich hatte noch nicht zwei Stäbe von dieser Fächerstadt gesehen, da fuhr ich ab mit einem derben Fluche auf mich selbst, daß ich wäre wie ein Kind, das keiner Lockung widerstehen könnte.

Ich will mich schon noch ehrbarer aufführen, rief ich, wie ich von dem Postmeister Abschied nahm, dem ich, um etwas zu lesen zu haben, den Nachdruck einer Rheinreise abgekauft hatte. Ich ziehe meine Müze tief über die Ohren, und frage den Postillion sehr ernsthaft, ob ich wohl die Nacht durchfahren kann. Dann schlage ich meine Rheinreise auf. Ich finde auf einer Seite, daß die Schiffer von den Mäusethurm recht hübsche Mährchen wußten, andere als das gewöhnliche. Auf einmal schoß der schöne Strom mit allen seinen Burgen und Fels-

sen durch meine Phantasie. Da lasse ich umkehren. Den kürzesten Weg an den Rhein, lieber Postillion! Und nach vier Stunden saß ich auf einer hübschen Gon-  
del, in einem Sessel, an einem Tische voll Lebensmittel, und gleite zwischen den Weinbergen auf beiden Seiten, den Rhein hinab, immer auf Speier und Mannheim zu, und ohne mich um den Rhein, oder um seine Ufer, oder um seine Weinberge zu bekümmern, saß ich gegen einem hübschen Mädchen, aus dem Bisthum Speier, über, und holte aus ihrem Herzen eine süße Liebesgeschichte, aus ihren schwarzen schönen Augen heiße Thränen, und aus ihren zarten Wangen zehnmal die schöne Farbe der Schaam hervor. Sie war eine Unterthanin des Bischofs von Speier, ein Mädchen von sechzehn Jahren. Wie wir an einem Dörfchen anlangten, um Kohlen zu kaufen, sah ich sie. Sie stand am Ufer, und sah mit trüben Blicken den Strom hinab, dann wieder in die Wolken.

Sch ging zehnmal vorüber mit dem  
Vorsatz sie anzureden, und hatte das Herz  
nicht. Sie sah mich zehnmal an, als  
bäte sie mich zu fragen, was fehlt dir?  
was thut dir weh? Sie sah die Gondel  
an, die am Ufer befestigt war, mit sehnsüchtigen  
Blicken. Endlich kamen meine  
Schiffer wieder. Sie fuhr zusammen,  
und näherte sich, da sie die Schiffer ein-  
steigen sah. Wünscht sie etwas? fragte  
ich.

Sie erröthete, sie sah wieder die Gon-  
del an. Ich nehme sie gern mit, sagte  
ich, wenn das ihr Wunsch ist. Sie  
warf einen dankbaren, freundlichen Blick  
auf mich, holte hinter dem Gebüsch ein  
Schnupftuch mit ihren Kleidern, und nun  
sah sie mich mit ihren Taubenaugen an,  
als folsste ich noch einmal mein Anerbie-  
ten wiederholen. Wohin willst du denn,  
mein liebes Kind, sagte ich ihr, die Hand  
zum Einstiegen reichend. Ach, nach Mann-  
heim und von da nach Oppenheim, ant-  
wortete sie mit einem Seufzer.

Da hast Du ihre Geschichte, die sie mir mit Thränen, mit Erröthen, mit Seufzern, mit Blicken, mit leisen Tönen mehr erzählte, als mit Worten.

In Speier darf kein Unterthan ohne Erlaubniß der Obrigkeit und kein Mann vor dem vierundzwanzigsten Jahre heirathen. Aber schon in seinem zwanzigsten Jahre findet sich ein junger liebender Mensch zu dem lieblichen Mädchen, sie lieben sich beide. Er könnte sie heirathen, denn es ist ein ehrlicher Bursche, fleißig und arbeitsam, aber das böse Gesetz steht ihm im Wege. Er, voll ungeduldiger Liebe, schlägt dem Mädchen vor, in die Pfalz hinüber zu gehen, wo das grausame Gesetz nicht herrscht. Vergebens. Das furchtsame Mädchen, obgleich ohne Eltern, ist doch mit tausend Banden an das Dörschen gebunden, das sie nie verlassen hat. Der Name Pfalz klingt ihr schrecklich, wie uns der Name Kamtschatka. Alles außer ihrem Dörschen scheint ihr öde und freudenlos.

Sie steht mit dem Geliebten am Ufer  
des Stroms. Sieh, dort! ruft er, mit  
nassem Auge und wilden Blick. Sie be-  
antwortet seine Thräne mit heißen Thrä-  
nenströmen. In die öde Welt nur kann  
sie ihm nicht folgen. Sieh, ich verzweifle!  
ruft er, ich kann nicht vier Jahre lang  
warten. Ich laufe davon! ich werde  
Soldat! ich stürze mich in den Rhein!

Sie hängt mit fest umschlingenden Ar-  
men an seinem Halse, sie ist fest entschlos-  
sen; aber doch kann sie die Heimath, die  
dem Mädchen so heilig ist, nicht verlassen.  
Es findet sich ein neuer Liebhaber zu ihr,  
der vier und zwanzig Jahre erreicht hat.

Ihr Geliebter wird eifersüchtig; er  
macht ihr bittere Vorwürfe; er beschuldigt  
sie der Untreue.

Ach, sagte das Mädchen, wie sie mir  
das erzählte, und legte die Hand schmerz-  
lich auf die Brust, und häufigere Thrä-  
nen drangen aus ihren Augen: Ach,  
wenn er gewußt hätte! —

Der junge Mensch, voll Zorn, voll  
Verzweiflung, getrieben von den Füren

der Eifersucht, stürzt einen Abend spät zu ihr. Sieh, willst du nun? willst du nun? Oder — Er reißt sich aus ihren Arm. Sie, schmeichelnd und ihm liebkosend, will ihn bereden, die Ausführung seines Entschlusses bis auf morgen aufzuschieben. Vergebens! Ihre Liebkosungen machen ihn noch zorniger. Das Dorf also ist dir mehr, als ich? ruft er. Falsche! Ungetreue! und ginge die Welt unter, so folgte ich dir in den Tod.

Sie weint, das ist alles, was sie ihm antwortet. Er hält ihre Thränen für das Geständniß ihrer Untreue. Er reißt sich von ihr los, stürzt an das Ufer, springt in den Fischernachen, nicht hörend auf das bange Geschrei der Liebe, das durch die Nacht und durch das Rauschen der Wellen ihm nachdringt, um ihn zurück zu locken.

Das Mädchen, jetzt verlassen und einsam, in der Nacht, am Ufer des Stromes umherirrend, fühlt, ach! jetzt zu sehr, wie viel tausendmal mehr ihr Geliebter ist, als ihre Heimath.

Jetzt sehnt sie sich hinüber in die obre Welt, die ihr nicht mehr obre ist, seit der Geliebte sie bewohnt.

Sie macht aus ihren kleinen Habseligkeiten ein Bündel, flieht damit ans Ufer, beneidet jeden vorbeiziehenden Kahn, und Harrt geduldig und furchtsam drei Tage lang, auf einem mitleidigen Menschen, der ihr sagt: ich will dich mitnehmen.

Ihr Geliebter ist entweder in Mannheim oder Oppenheim. An beiden Orten hat er Verwandte.

Wir wollen ihn suchen, rief ich, wie sie ihre rührende Erzählung vollendet hatte. Wir wollen ihn suchen, meine Tochter. Und hier ist meine Hand, dein Weg soll so lange mein Weg sein, bis wir ihn gefunden haben.

Und ist er Soldat? fragte sie furchtsam. Ich kaufe ihn los.

Und — sagte sie leise und erblassend: ist er — sie vollendete nicht, sondern sie zeigte mit einem Schauder in den Rhein.

Ich sagte, der Schutzengel deiner Liebe, deiner Unschuld, liebes Kind, hat

ihn auf seinen Flügeln über den Strom getragen, das weiß ich gewiß.

Sie sprang auf, hob die Arme in die Höhe. Sieh, Jorden, und ich war an das Mädchen gebunden; denn wer konnte wissen, wie weit Verzweiflung und Eifersucht den wilden jungen Menschen getrieben hatten. Ich mußte über mich selbst lächeln.

In Mannheim stiegen wir aus, ich hatte mir fest vorgesetzt, die Gemäldesammlung, die Sternwarte, und die Jesuitenkirche zu besehen. Von alle dem nichts. Ich, mit einem ehrwürdigen Bauche, einen schwarzen noch ehrwürdigern Stocke, meine guten fünfundvierzig Jahre auf den Rücken, laufe mit dem hübschen Bauermädchen von sechszehn Jahren in der Stadt umher, um ihren verlaufenen Liebhaber aufzusuchen.

Wahrlich! mich hätte mein Bruder sehen müssen! aber ich thäte dasselbe noch tausendmal wieder. Leb wohl.

### Hans Norden an van Zorben.

Koblenz.

Wir fanden ihn nicht. Er hätte sich in Mannheim nicht sehen lassen. Wir finden ihn gewiß, mein Kind, sagte ich zu dem Mädchen, das in der großen Stadt sich selbst verloren hatte, und folglich nicht begreifen konnte, wie man unter so vielen tausenden einen einzelnen auffinden könnte. Er ist in Oppenheim. — Und so gingen wir an den Rhein zurück, um weiter zu reisen.

Mir kam eine ältere Dame entgegen, die mit einem sehr angenehmen Wesen mir erzählte, sie und ihre Familie — sie zeigte dabei auf zwei junge Herren und ein verschleiertes Mädchen, die sich uns näherten — hätten auf der Reise nach Koblenz ihren Wagen zerbrochen. Zufälliger Weise hätten sie im Wirthshause von einem meistner Schiffer gehört, daß ich, ein freundlicher gutartiger Mann — sie verbeugte sich hier — in einer Gondel nach Koblenz reiste, da nun die Gondel so geräumig wäre, so wagte sie es, auf das Zeugniß

der Schiffer, meine Güte in Anspruch zu nehmen.

Hier näherte sich ihre Familie, das Mädchen schlug den Schleier zurück, wie ich sie grüßte, um mir zu danken. Diese Feinheit ihrer Sitten gefiel mir. Ich machte der Mutter und ihrer Familie ein artiges Kompliment. Mein Bauermädchen stellte sich an meine Seite, fasste meinen Arm mit der Sicherheit einer alten Bekannten, als wollte sie mir sagen, was wird denn aus mir? Ich warf einen lachelnden Blick auf das Mädchen. Diese ganz stillschweigende Unterredung des Vertrauens zwischen mir und dem Mädchen hatte die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich gezogen. Man sah uns beide mit neugierigen Blicken an, als wollte man errathen, in welchem Verhältniß ein so gut gekleideter Mann mit dem Bauermädchen stehen könnte.

Die Mutter dankte mir für das Anerbieten sie mitzunehmen, setzte aber hinzu, daß sie nur unter der Bedingung mitsah-

ren könnten, wenn ich mich unterweges nicht aufhalten wollte.

Ich habe, sagte ich sehr trocken, unterweges nichts zu thun, als in Oppenheim den Bräutigam des Mädchens aufzusuchen, der in einem Anfalle von Eifersucht davon gegangen ist. Darüber können etwa ein paar Stunden hingehen; doch auf allen Fall wird sichs machen lassen, sehe ich, mich verbeugend, hinzu.

Du kannst leicht denken, Jorden, daß dieses kein Mittel war ihre Neugierde zu stillen. Wir stiegen in die Gondel und fuhren ab. Man sah mich und das Mädchen, das sich verschämt zu mir setzte, groß an. Wir wurden bekannter, und da das Mädchen einen Augenblick am Lande war, um Milch für uns einzukaufen, so legte man es mir so nahe, daß ich mich über meine Begleiterin erklären mußte. Man fand die Sache nur komisch, und aus keinem andern Grunde, als weil das Mädchen nur eine Bäuerin war.

Es geht mit der Liebe, hub ich an, wie mit der Religion. Ein Christ glaubt nur,

dass ein Mann mit einer Tonsur, oder ist er ein Protestant, mit einer lockenreichen Perücke, die wahre hat. Wir finden das Gebet eines Mullah oder eines Fakirs lächerlich. Gott aber, weiß ich, sieht das Herz an, beim Gebet und in der Liebe. Sie lachten.

Das sollten Sie nicht, fuhr ich fort: lachen. Es giebt Menschen, denen das Wort Liebe überall lächerlich ist, wie das Wort Religion; aber haben diese Menschen nicht Recht zu ihrem Lachen, wenn Sie ein Recht zu dem Ihrigen haben? Ist ein gebrochenes Herz nicht ein gebrochenes, weil es von einer groben Leinwand bedeckt ist? Das Mädchen hat sein Glück und seine Welt verlassen; denn ihr Dorf war ihr Glück und ihre Welt, um dem Geliebten nachzugehen, gleichviel wie weit, zu Wasser und zu Lande. Was thut der Pilger mehr, der gen Mekka oder Jerusalem wallfahrtet? Wäre die Historie gedruckt, Sie würden drüber weinen, wett ich; aber da sie leibt und lebt in der Dekoration eines Bauerkittels, so —

Sie waren alle ernsthaft geworden, und das war mir lieb; denn einer der jungen Herren hatte Blicke auf das hübsche Mädchen geworfen, die mir nicht gefielen. Das Mädchen kam zurück, und man behandelte sie jetzt recht artig. Das wollte ich.

In Oppenheim stieg ich mit dem Mädchen ans Land; denn ihr Blick forderte mich dazu auf. Bei dieser Gelegenheit wollte ich die Schädel der sechstausend Spanier sehen, die hier im dreißigjährigen Kriege gefallen waren. Da das Mädchen den Verwandten ihres Geliebten aufgefunden hatte, mit einem entzückenvollen Freudentgeschrei hörte, er sei hier, und mit Hülfe der Verwandtschaft dahin flog, wo er war: so ging ich indes zu dem Beinhaus, wo die Schädel stehen. Sieh, es war kein Nerve in mir so gespannt, wie er sein muss, um ein Beinhaus zu sehen. Ich hatte da den ganzen Tag lang vor zwei der lieblichsten Mädchengesichtern gesessen, wovon eins sogar in dem Morgenlichte der Liebe glänzte, wo nicht das andere auch.

Meine Brust war voll Frieden, voll Leben, voll Freude, voll Lebenslust. Wir plauderten voll Vertrauen unter einander, und unter diesen Gesprächen flog Dorf an Dorf hinter uns zurück. Die spielenden Kinder begleiteten jauchzend die fliegende Gondel. In diesem schönen Lande, zwischen diesen reichen Ufern, unter dieser schönen Sonne, zu dieser Zeit, wo die Nachtgallen ihre ersten Töne wagten, wo alle Menschen, die wir sahen, singend und tanzend den Frühling begrüßten; sieh, da hatte sich meine Phantasie mit lauter heitern Bildern gefüllt. So trat ich vor diese Schädel, diese stillen, starren, häßlichen, kindhernen Memento moris.

Der Abstich war zu arg. Guter Himmel, sagte ich, mich auf die Schwelle setzend: warum muß die Freude ein so kurzer Traum seyn? Warum müssen die Armen jede frohere Stunde mit desto finsterem Ernst bezahlen? Warum scheint uns die Dämmerung Nacht, wenn wir aus dem hellen Sonnenlicht der Freude kommen? Aber es war nicht anders, und so

so setzte ich mich zurecht, und philosophirte über die Köpfe, über das Grab, über die Kürze des Lebens, und jetzt, da ich über den Kirchhof den Berg herabging, ernst wie ein Büßender, sprang mir die Freude in der Gestalt des Mädchens wieder entgegen. Sie kam mit ihrem Geliebten. Lächerlich wurde mir ihre Liebe nicht, aber betrübt machte sie mich.

Hier ist er, rief sie mir entgegen, und ihr Gesicht, mit dem sie das sagte, schwamm in dem Abglanze des Himmels.

Was nun? fragte ich ernst. Was wollt ihr machen? Was willst du unternehmen?

Es fehlt ihm noch an zweihundert Gulden, sagte das Mädchen; funfzig habe ich.

Arme Kinder! sagte ich, und dann wäret ihr glücklich?

Glücklich so schon, sagte der junge Mensch, und ergriff mit funkeln den Augen die Hand des Mädchens, glücklich! glücklich! denn hier, hier ist sie bei mir in Oppenheim.

Aber die zweihundert Gulden? fragte ich.

Ja dann wäre alles, wie es seyn sollte, und morgen könnten wir Mann und Frau seyn.

Das Leben ist kurz, die Zeit der Jugend noch kürzer, die Zeit der Freude und des Glücks ein einziger Augenblick. Ich will dir zweihundert Gulden borgen, liebes Mädelchen, sagte ich. Ich zog meinen Beutel. Ich hatte nicht Geld genug. Sie mussten mit mir zu der Gondel. Ich schloß meinen Koffer auf, nahm Geld heraus und gab es ihnen. Nun trich ich sie fort und wir fuhren ab.

Ohne Dank konnte das nicht abgehen, und so war ich denn verrathen, was ich nicht wollte. Ich war verstimmt durch das Weinhaus, durch die Kürze des Lebens, durch eine trübe Erinnerung an wenig felige Tage, die Du noch nicht kennst, Sörden, und durch alles. Ich kroch in die Kajütte zum schlafen, und so verschlief ich den schönsten Abend, den es geben konnte. Ganz nahe vor Mainz erwachte

ich. Wie ich die Augen aufschlug, den vollen Mond am Himmel und in dem ruhigen Spiegel des Stroms sein Abbild sah, und in dem weichen Feenlichte des Mondes lagen da die schönen hohen Ufer, und die Nachtigallen schlügen nun stärker und anhaltender; es war warm geworden: da stiegen wir aus, und uns verschlang die dunkle, kalte, schmuzige Stadt. Morgen mehr! Meine Abentheuer heben erst an.

---

Hans Norden an van Torden.

Koblenz.

Mein Vater hatte eine verhenkerte Manier, sich die Spitze des Stachels, den das Schicksal in sein Herz drücken wollte, abzuknicken, und ebenfalls die Spitze der Freude. Bei dem Tode meiner Schwester, die er sehr liebte, fragte er den Arzt, ob sie einen schweren Tod gehabt hätte. Der Arzt wollte so zwischen beiden Felsen durchschiffen; denn er kannte meinen Va-

ter. Das ist eben mein Jammer, rief die Mutter händeringend, daß das Kind so unausprechlich gelitten hat.

Ist's nur das, so kannst du deinen Jammer sparen, sagte er, denn ein Schmerz, der vorüber ist, ist gar nichts. Ich gehe hier eben an eine Betrachtung, die für unser verstorbenes Kind wichtiger ist: ob man einen schweren Tod haben kann, ja, ob man überall den Tod fühlen kann. Ein indischer Philosoph — liebe Frau, du hörst nicht zu, und ich sage es dir, eben dir — dieser sagt, daß der Mensch sich so wenig seines Todes bewußt sey, als seiner Geburt. Aber da hat er unrecht. Der Geburt, denk ich, könnte sich der Mensch wohl bewußt seyn, wenn anders Bewußtseyn —

Erinnern Sie sich etwa, fiel der Arzt ein —

Ich habe nichts von erinnern gesagt, sagte mein Vater, und Sie bringen mich um eine haarfeine Distinction —

Er fing wieder an zu philosophiren und philosophirte sich richtig um den ersten

und schwersten Schmerz. Mein Bruder hat etwas von dieser Eigenschaft meines Vaters behalten. Ich nicht. Bei mir dringen Freude und Schmerz ein, wie plündernde Feinde bei einem Wehrlosen. Ich ergebe mich fogleich. Zwar philosophire ich so gut wie mein Vater und untersuche die Natur des Schmerzes, der meine Seele im tiefsten Grunde zerreißt; aber es ist nichts dran, es ist nichts als das Ach- und Wehgeschrei eines wunden Herzens; es tröstet mich nicht. Das andere ist eine Familiengewohnheit, die eben so viel Gutes als Böses hat; denn mein Vater philosophirte sich eben so um jede Freude. Er legte ein Glück, was ihm begannete, so lange unter das Mikroskop, bis er den schwarzen Fleck daran entdeckt hatte. Er zerlegte den Regenbogen der Freude so lange, bis er ausrief: es ist eine wahre Lumperei, es ist nichts dran, als wahre Täuschung.

Ich hatte meine Brust auf der Gondel so voll Freude gesogen, da wir den andern Morgen mit der schönsten Morgenröthe

den Strom hinabfuhrten. Das Andenken an meine Glückliche in Oppenheim, deren Brauttag heute, mit dieser Morgenröthe, in deren Rosenschein die ganze jungfräuliche Erde wie eine Braut glänzte, empor leuchtete; das Andenken an die alten kostlichen Zeiten des Ritterthums, an das mich die Ruinen, der Mäuseturm, die Pfalz so lebendig mahnten, und deren Zauberlicht ganz leicht die lebendige Gruppe von Liebe, die ich vor meinen Augen hatte, szenartig bestrahlte. Die jungen Leute in der Sonde waren unendlich fröhlich in den ganz kleinlichen Beschäftigungen des heutigen Tages. Das Mädchen, den Schleier über die schöne Stirne zurückgeschlagen, das verhüllende Kleid hochemporgeschürzt, beschäftigte sich am kleinen Küchenfeuer mit unserm Frühstück. Die beiden jungen Herrn, von denen einer ihr Bruder war, hälften ihr. Aber diese kleine Beschäftigung bedeckte schweigend und leise einen Strom von schöner Liebe, der zwischen dem Herzen des Mädchens und des Fremden floß. Die Mutter saß neben mir,

fröhlich und weise, eine glückliche Matrone. Wir redeten nur einzelne Worte, abgerissene Bemerkungen, die mir zeigten, daß sie von der Schönheit des Morgens so erhoben war, als ich selbst. Jetzt brach die Sonne auf einmal in einer Schlucht von zerrissenen Felsen, durch welche wir eine freie Aussicht auf den unermesslichen Horizont hatten, empor und übergoss uns, die Gondel, den Strom, die Felsen, die Dörfer, die gegenüber liegende Gegend mit ihrem Lichtmeere.

Ein Mönch, den wir von Mainz mitgenommen hatten, und der in seinem Brevier betete, schlug jetzt sein Buch zu, und seine Seele erhob sich auf edlern Schwingen zu Gott als auf den schmuckigen Schwingen der Klosterregel. Wir andern jauchzten laut auf bei diesem Anblanke. Das Mädchen stand mit gesalzenen Händen in gebeugter demüthiger Stellung, aber mit stolz erhobenem Haupte betend vor der Feuerwelt, und bedurfte keines Rosenkranzes zu dem edelsten Gebete ihres Lebens. So war sie unendlich schön;

für den jungen Menschen, dessen Blicke zwischen ihr und der Sonne getheilt waren, gewiß eine aufgehende Sonne einer bessern Welt.

Die Gondel trug uns leicht und schnell vor diesem Anblick vorüber und wir waren wieder von dunkeln Felsen eingeschlossen; aber wir blieben still und feierten so die kostliche Minute, bis endlich der Sonnenschein in den Weinbergen oben strahlte.

Nun vereinigte uns das Frühstück zu einem neuen Genusse, und so hatte die vielfach verschlungene Freude mein Herz so aufgeldst, in weicher Seligkeit, daß ich zwischen ihnen saß, seliger als sie alle. Man mußte es mir angemerkt haben, denn ich sah, sie behandelten mich alle mit einem so freundlichen kindlichen Zutrauen; ihre Stimmen, womit sie mich anredeten, waren so weich und leise, als wollten sie einen Träumenden, oder einen Sterbenden, nicht aus dem entzückenvollen Traume einer schönen Welt erwecken.

Ich reichte dem Mädchen meine Hand und sie machte eine Bewegung, als wollte

sie meine Hand küssen. Sie sah mich an mit Blicken, als müßte ich ihr Vater, als müßte sie meine Tochter seyn. Ihr Liebhaber trat hinter mich, legte seinen Arm vertraulich um meinen Nacken, ergriff meine andere Hand und drückte sie zärtlich an seine Brust. Kinder! rief ich mit zu erweichter Stimme. Vater! sagten sie, eben so erweicht, und unsere Freundschaft war gewiß fest geschlossen.

Dieser Zuwachs zu meiner vorigen Empfindung erhob meine Seele, so hoch eines Menschenseele nur steigen kann. Mein Haupt sank träumend auf meine Brust, und in diesem Augenblicke einer süßen Vergessenheit, hörte ich meinen Namen, Norden, nennen. Ich sahe auf, und in dem Augenblick sagt das Mädchen mit lieblicher Stimme und geheimer Bedeutung: nicht wahr, Norden, das war ein Morgen, wie jener Abend vor dem Tempel der Sybille. Ein glänzender Blick voll Liebe antwortete ihr; ich sahe den jungen Menschen an, ich will die Züge meines Bruders in seinem Gesichte auf-

suchen; und die Mutter sagt: die Aussicht in Ihrer Vaterstadt, Norden, ist wohl leicht eben so schön. Sie sprachen immer mit Entzücken davon.

Ich fragte: welche Aussicht meinen Sie? wie heißt Ihre Vaterstadt? Er antwortet: Cassel.

Der Sohn des Geheimenraths Norden? fragte ich eilig; er beugt sich.

Sieh nun, Jorden, da drang nun auf einmal der Schmerz wie ein stürmender erbarmenloser Feind in meine offene Seele. Die ganze Zukunft stand auf einmal drohend vor mir. Ich wollte mit Gewalt die Freude fest halten; ich wollte, wie mein Vater, die Spitze des Schmerzes abknicken, ich ging oben auf das Verdeck der Kajütte, was kümmerst mich, dachte ich hier. Aber ich mochte es drehen und wenden, so viel ich wollte, ich drehete nicht einen lichten Punkt daran hervor.

Es war mein Neffe, der Sohn eines Bruders, den Du noch nicht kennst, Jorden.

Das Elend war aus einigen Worten nur zusammengesetzt. Der Mönch nannte die Mutter des Mädchens gnädige Frau, und aus ihrem Gespräch hörte ich, daß sie sich zur römisch katholischen Kirche bekannten.

In dieses Mädchen, ein Fräulein von Warf, hat sich mein Neffe von Herzen verliebt. Hat eine Sterbliche den Gürtel der Liebesgöttin in vollem Besitz gehabt, so ist sie es; und wenn sich der Vater der Götter nicht schämen darf, diesem Gürtel alles aufzuopfern: was soll denn ein armer Sterblicher, wie mein Neffe, von zwei und zwanzig Jahren, in denen die Natur aus jedem Dinge in der Welt einen Gürtel der Liebe zusammen sickt, sich dessen schämen?

Aber damit ist nicht auszukommen, Jorden; denn da hat die närrische Welt tüchtige Seile gedreht, ihn sammt seinen Glück zu erdrosseln. Erstlich betet die schöne Almalie — so heißt sie — und Du solltest sie beten sehen — ihr Auge — Cicero und Demosthenes sind mit ihren

Figuren wahre Bettler gegen die Figuren ihres betenden Auges; aber sie betet nach einem Rosenkranze und hält die Ehe für ein Sakrament. Mein Bruder aber, ob wohl er in diesem letzten Punkte ein Kaislenderheiliger in der römischen Kirche zu seyn verdiente, ist doch ein so guter Protestant, daß er den Rosenkranz für das wahre Zugneß des Teufels hält und lieber seinen Sohn mit einer Negerin, die ihren Fetisch gläubig anbetet, verbinden würde, als mit einer Heiligen, die einen Rosenkranz in den schönen Händen hält. Zweitens ist sie von Adel. Mein Bruder bückt sich vor einem Edelmann sehr tief; das gehört ihm, sagt er, von Gottes, von des Kaisers, von Reichs, von Rechtswegen. Aber er würde seine Tochter lieber in ein Kloster stecken, als sie einem Edelmann geben; denn, ruft er, hier habe ich die Natur auf meiner Seite, auf die ihr Herren, die ihr die Welt gern zu einem Kokagne machtet, zu einem wahren Saturnusfeste, euch immer beruft. Wahre Bastartarten werden dadurch hervorge-

bracht; der Adelstolz und die Ahnenprahlerei dazu: denn ein rechter Edelmann von Vater und Mutter prahlt nicht, weil er seiner Ehre sicher ist.

Drittens ist der Herr von Warf nicht nur arm, ein großer Fehler bei meinem Vater, sondern auch ein Verschwender, ein noch größerer. Man spielt bei ihm hohes Spiel; er gibt Gesellschaften, die er Assembleen nennt, sammelt eine ausgesuchte Gemäldegallerie, spricht lieber französisch als deutsch, spielt zuweilen im Concert ein Solo auf der Geige, die er vorzüglich spielt, ist ein Pariser in seinen Sitten. Lauter Dinge, Sörden, die mein Bruder, ein kräftiger Deutscher, verabscheut, als etwas, woraus einmal Deutschlands Sturz, wie der Basilisk aus einem unschuldigen Eie, hervorbrechen wird.

Siehst Du, Sörden, da hat der Teufel sein Ei schon gelegt, das Vater und Sohn, einer um den andern, bebrüten werden, bis das Ungeheuer, Ach und Weh, hervorspringt. Und ich stehe nun

vor dem Sohne, und zeige mit dem Finger unablässig auf das Wehe hin, wie ein Gespenst auf den Ort hinzeigt, der die alte verborgene Sünde bedeckt.

Die alte verborgene Sünde! Die Worte entschlüpften meiner Feder, und jetzt fallen sie, wie die schwere Hand des Schicksals, auf meine Seele. Die alte verborgene Sünde! Ach! mein Bruder! mein Bruder! Der längst vergessene Fehlervor deiner unmilden Bürgertugend ist vom Schicksal bekrüzt und das Weh springt hervor.

Ich stehe vor dem Sohne und zeige ihm das herausziehende Schicksal; aber der Mitter auf seinem Streitross mit den flatzenden Fahnen der Jugend, in die bunten Farben des Frühlings gekleidet, hält mir immer den Gürtel der Liebesgöttin vor Augen, und fragt triumphirend: Kann ich anders? Ich sitze vor ihm im Sack und in der Asche, und feiere meine lange Nacht, meinen Buß- Fast- und Jammer- tag, er aber hat seinen blauen Montag, seinen fröhlichen Maitag. Er hüpfst, er

springt, er prahlt, er pfeift, trallert und  
bekümmert sich nicht im mindesten um  
meine Prophezeihung.

Und ich, wenn ich jemals einen ernstlich gemeinten Fluch in eine Zeit meines Lebens hinein geflucht habe, so ist es diese. Und damit gut! Denn was kann ein armer Sterblicher, wie ich, der dem Gürtel der Liebesgöttin eben so viel Wunder und noch mehr zutraut, als dem Hemde ohne Math von der heiligen Helena, womit sie hier auf dem Ehrenbreitenschein alle Krankheiten heilen, anders, als seinem Schmerze Lust machen! Wenn die Festung einmal belagert wird, sagte ich dem Mönche, der es mir zeigte, so dürfen sie wenigstens für keine Feldapotheke sorgen. Er bückte sich tief, und legte die Hand auf die Brust, Wunden, sagte er; heilt die Hand des heiligen Maximus, die ist in Kölln. — Aber, was heilt, fragte ich, die Wunden der Seele, des Grams, die krebsartigen Wunden des Hasses?

Ein frommes Gebet! sagte der Mönch, gewiß aufrichtig.

Es war etwas sehr Feierliches in dieser Antwort. Ich fasste seine Hand, und er drückte meine, sah gen Himmel, als wollte er sagen: nur meine nicht!

Wer heilt denn meine, Jorden? Ach! nicht die Hand des heiligen Maximus, nicht' das Heimde der heiligen Helena, nicht das Gebet aller Heiligen, nicht mein eisgenes, Jorden. Der Augenblick, in dem mein Herz still steht, wird meine Wunden heilen, wie alle! Und möchte ich sie früher geheilet haben? O nein, nein, gütiger Himmel, lasz mich nicht vergessen, was mir theurer ist als mein Leben, mein Glück und meinen Schmerz! Adieu.

---

### Hans Norden an van Jorden.

Koblenz.

Ich zog zu meinem Neffen ins Haus, ich zog nach und nach zu ihm ins Herz, anfangs nur in ein Vorhäuschen seines Herzens, wo ich von seinem Herzen gerade so viel

viel sah, als im Vorhause eines Türkens von seinem Harem. Indes das Außuchen des Liehabers mit dem Bauermädchen, die paar Goldstücke, die ich an das Glück dieser Menschen wendete, meine Bemerkungen über das Beinhau in Oppenheim und über hundert andere Dinge, die mein Herz auf unserer Reise in Bewegung gebracht hatten, thaten mir allen Vorschub. Ich drang mit jeder Stunde tiefer in das Allerheiligste seines Herzens ein. Er mußte mich in Koblenz herumführen, er mußte mit mir die Kartause besehen. Wir reisten zusammen nach Neuwied, ich wurde ihm zu Gefallen Jüngling, und so entrif ich ihm nach und nach ein Geheimniß nach dem andern. Erst ließ ich mir von seinem Vater erzählen, von seiner sanften guten Mutter, von der ich mit Thränen schied. Ach, fast hätten Thränen mich hier ihm verrathen. An einem Abend, den wir im Gevirge in einer Bauernhütte feierten; — ein Gewitter hatte die Luft abgekühl und die Erde erquickt; an jedem Blatte hing, in der untergehenden Sonne, ein strahlender

Negentropfen und aus jedem Busch schlug  
eine Nachtigal hervor; unter uns lag der  
breite Rhein wie ein Blutstrom unter der  
Abendröthe und ein Westwind trieb den  
Dust von tausend blühenden Weinbergen  
zu uns empor. —

O sehn Sie, Woldemar, sagte er, wie  
schön rings um uns die Natur ist.

Sehen Sie den Blutstrom, der durch  
die schöne Natur wie durch das Leben da-  
hin rauscht.

Der Gedanke machte uns ernsthafe;  
wir sprachen über das menschliche Leben.  
Die Kinder des Bauern, halb nackt, spiels-  
ten zehn Schritte von uns in kindlicher  
Heiterkeit. Warum können wir nicht im-  
mer so seyn wie diese? sagte ich.

Woldemar, rief er, weil wir glückli-  
cher seyn können als diese.

Sie sind glücklicher, Norden, sagte  
ich, meine Arme gegen ihn ausbreitend;  
ich war es.

So entriß ich ihm das Geheimniß  
seiner Liebe; ich wünschte ihm Glück;  
denn Amalie ist, sagte ich, so gut ein

Engel, als einer von denen, die sie ansbetet.

Aber nun kam ich auf seinen Vater, ich stellte ihm Himmel und Hölle vor. Ich hatte mir schon vorher von ihm erzählen lassen, was jetzt meinen Vorstellungen Gewicht geben konnte. Ich darf ihm nur Amalien zeigen, sagte er. Indesß er sagte es selbst mit einer Mine, die eben nicht viel Glauben zeigte. Er gab mir Recht, daß sein Vater jeden Mönch mehr wie den Pfuhl der Hölle verabscheute, gab mir Recht, daß sein Vater — kurz, er gab mir in allem Recht, was ich sagte.

Daran, Jorden, hat der Mensch Schuld, dem das Geschick in der That nicht leicht aufgepackt hat, — denn er, der ohnehin an seinen eigenen Leidenschaften schwer zu tragen hat, muß obendrein noch die Leidenschaft anderer tragen helfen; oben auf seine Last hockt sich noch ein unglücklicher Zufall mit dem ganzen Heer der Krankheiten des Leibes und der Seele, und der Teufel und seine Großmutter; — aber von allem diesen Lumpenpack ist das lumpigste

und schwerste, daß der Mensch nicht weiß,  
was er will, daß er bei jeder Streitigkeit  
seiner Leidenschaft mit seiner Einsicht,  
sich zwischen Leidenschaft und Einsicht hin-  
stellt, als neutral, zugiebt, alles zugiebt,  
was die Klugheit sagt, und dann mit ei-  
nem Aber nachgezogen kommt, weil er auf  
glückliche Zufälle rechnet; zum Henker! in  
einer Welt, wo der Winter des Unglücks  
seine guten neun Monate dauert, gegen  
die paar Tage eines guten, milden, schö-  
nen Wetters.

Ja, das ist wahr, da haben Sie Recht,  
Herr Woldemar. Du siehst, ich habe

meinen Namen Woldemar hier behalten.  
Ja, das ist wahr, aber — fuhr er nach  
einer Pause, in der er allemal einfältig  
aussah, fort: mein Vater ist ein sehr güt-  
iger Vater, der —

Einen Rosenkranz für Fausts Höllen-  
zwang hält.

Das ist wahr; — aber —  
Sehen Sie, lieber Norden, hob ich an,  
nachdem ich noch ein Dutzend seiner Aber  
beantwortet hatte, ich kann es wohl lei-

den, daß der Mensch, gleichviel, ob ein Jüngling wie Sie, oder ein Mann wie ich, eine Geliebte zum Exempel jetzt in die unterste Hölle zu allen Henkern wünscht, und eine Stunde darauf ihr Haar oder ihren Pantoffel, gleichviel, unter die Sterne versezen möchte. Aber sehen Sie, eine Stunde und eine kleine Begebenheit muß doch zwischen beiden Wünschen liegen; aber so auf einer Stelle, lieber Norden, wie Sie, weder das Eine wollen noch das Andere, das ist, mit ihrer Erlaubniß —

Was ist das Eine und das Andere?  
fragte er stolz.

Entweder Ihren Vater aufzugeben,  
oder ihre Geliebte!

Nach einer kleinen Pause, in der er seine Augen zu Boden schlug und sich zu besinnen schien, hob er ganz ungemein tragisch zu deklamiren an, wie weit die Pflichten eines Sohnes gegen seinen Vater gehen könnten.

Ich weiß es nicht, sagte ich trocken.  
Es hat Söhne gegeben, die für den Vater starben; es giebt Söhne, die mit der

Pflicht so ökonomisch zu rechnen wissen,  
dass der arme alte Vater dabei verhungern  
köönnte. Das könnte eine sehr spitzfindige  
Untersuchung werden; aber, Norden,  
würde diese Untersuchung Sie trösten, wenn  
der Gram um den verlorenen Sohn Ihres  
Vaters Herz bräche; wenn er in seiner  
letzten Stunde von Ihren Kindern sagte:  
es sind nicht meine Enkel! und sein gebroch-  
nes Auge auf Fremde hestete?

Hier stand er tiefsinning und legte die  
Hand an die Stirne.

Ist nicht etwa, fuhr ich fort, aber so  
trocken als möglich, um mich nicht zu ver-  
rathen, etwas ähnliches in Ihrer Familie  
vorgefallen, um Ihres Vaters Gesinnung  
über diesen Punkt daraus bestimmter be-  
urtheilen zu können?

Hier fuhr er zusammen und erblaßte.

Wir schwiegen beide, Norden; denn  
ich meinte mich selbst.

Langsam und leise hob mein Neffe an:  
mein Vater hatte einen Bruder, ich einen  
Oheim — doch warum, warum soll ich

das Bild des finstersten Unglücks als meine Zukunft denken.

Nahig sagte ich: fahren sie fort, ihr Vater hatte einen Bruder —

Ja, erwiederte er heftig, einen Bruder, von dem manche Stimmen in meiner Familie, zwar leise, sagen: er wäre ein vortrefflicher Mensch gewesen.

Horch auf, Jorden, jetzt wirst Du die Quelle meines langen Grames fliessen sehen.

Nun denn, und dieser Bruder, junger Mann? sagte ich.

Mein Vater liebte ihn, wie wenig Brüder sich lieben. Mein Oheim heirathete ein Fräulein — und mein Vater — hat seinen Bruder nicht wieder gesehen.

Jorden, da erschien mir der Genius unserer Kindheit. Ach, wie wir uns liebten. Wir gehörten zusammen, wie ein Zwillingsgestirn. Laß mich davon aussöhnen! Ich versank traurend in den schönen Traum dieser Kindheit, mein Neffe versank traurend in den Anblick der Zukunft, und so merkte er nicht, wie sehr das Alles mich ergriffen hatte.

Wir saßen, abgewendet Einer von dem Andern, schweigend und trauernd. Ich fasste den Muth, ihm ruhig zu sagen, daß ich einen Mann, Namens Norden, in Holland gekannt hätte.

Hier ergriff er heftig meine Hand und rief: das war er! das war mein unglücklicher Oheim! Sie kannten ihn?

Zu wenig, um genau zu wissen, unter welchem Gram sein Herz brach. Aber der Gram brach sein Herz, und sein letzter Seufzer war das Wort Bruder.

Und wenn er noch lebte, rief er, und hob beide Arme zu den Sternen empor: Wenn du noch lebstest, theurer, unglücklicher Oheim! Und kehrtest du wieder mit einer tausendmal größern Liebe an die Brust deines Bruders zurück; du würdest dennoch dein Herz noch einmal von seinem reißen und noch einmal vor Schmerz sterben, und wieder thun was du gethan hast! Denn er liebte, Woldemar, er liebte wie ich; er war mit seiner Braut verlobt wie ich.

Ich schwieg eine lange Zeit; denn ich sah die schwarze thränenvolle Zukunft, langsam, wie einen Todesengel, herausziehen. Meines Bruders harte Tugend war nun bestraft. Ach, ich sah, wie die Nemesis sich ihm langsam näherte, ich war in diesem Augenblick mit ihm versöhnt.

Verlobt? fragte ich ernst, verlobt? junger Mensch, seit Ihnen Ihres Vaters Strenge nicht ein, in den entscheidenden Augenblicken? Fiel Ihnen des Geschicks Strenge nicht ein, womit es die Vermessetheit des schwachen Menschen so ernst rüttet? Ich sah ihn starr an, er hob das grosse furchtlose Auge furchtlos gen Himmel und sagte leise, aber mit Ernst: den Himmel fürchte ich nicht, denn sie ist vom Himmel. Das Geschick fürchte ich nicht, denn ihr Lächeln, ihr Händedruck verwandelt des Schicksals finstere Strenge in ein frohes Leben, das fürchte ich nicht.

Wissen Amaliens Eltern drum, fragte ich. Er schüttelte den Kopf; aber auf ihre Einwilligung darf ich rechnen.

Und, sagte ich, seine Hand in der meinen drückend: haben Sie Alles erwogen, wenn Sie auch das Schicksal nicht fürchten? Alles erwogen, was nur von Menschen ausgehen kann? Hast Du, junger Mensch! den Zorn des Vaters, den Gram Deiner Mutter, die gewaltsame Zerrüttung Deines Hauses erwogen? Ist nicht der Gram eines Vaters, dem der Sohn verloren geht, den er nie vergessen kann, noch schmerzlicher, noch daurender, als die Thräne einer Braut und der Gram der vergeßlichen Jugend?

O Sie kennen diese Braut nicht! nein, Sie kennen sie nicht. Das habe ich erwogen, lieber Woldemar.

Hast Du erwogen, fuhr ich mit erhöhter Stimme fort, und legte meine Hand fest auf sein Herz, hast Du erwogen die Veränderlichkeit Deines Herzens? Wird Dir immer recht scheinen, was Dir jetzt so scheint, weil die Liebe Dein Haupt auf ihren warmen, weichen Busen gebettet hält? Würde Dirs noch recht scheinen, wenn das harte Geschick Dein Haupt

auf Dornen legte, Dein Herz in die heil-  
festen Schmerzen? Hast Du erwogen,  
was Zeit, was Leidenschaft, was Miß-  
verständnisse, was eigene, was fremde  
Schwäche hervorbrüten können? Bist  
Du fest entschlossen, das alles zu tragen?

Wie ein Mann! rief er begeistert,  
wie ein Mann! Ich habe das alles zwar  
nicht so gedacht; aber hörte ich jetzt des  
Schicksals Bogen klingen, und seine Pfei-  
le zischen, die meinem Herzen drohten;  
so würde ich in diesem Augenblicke nichts  
anders wählen, als was ich gewählt habe.  
Sie ist mein! O ihr Mächte des Himmels!  
o ihr leuchtenden Sterne! Sie ist  
mein! Hat die heilige Natur ihren Segen  
über das Band zwischen Vater und  
Sohn ausgesprochen, so hat sie noch feier-  
licher das Band zwischen Mann und Weib  
geweiht; denn Mann und Weib sind frü-  
her als Vater und Sohn.

Würdest Du Deinem Sohne das sagen,  
Norden? fragte ich.

Wäre er tugendhaft, wie ich es bin,  
wäre seine Geliebte tugendhaft, nur tu-

gendhaft, Woldemar, ich würde so sagen;  
wäre sie wie meine Geliebte, so sollte die  
zärtlichste Liebe sie empfangen.

Sieh, Jörden, da hatte mich der  
junge Mensch, den ich wieder in das bür-  
gerliche Gleis des Lebens zurück führen  
wollte, gefangen. Und hatte er nicht  
Recht? O Du solltest diese Amalia ein-  
mal sehen.

Ich ergriff seine beiden Hände, drückte  
sie stark und rief: nun so wanke nicht!  
Es wäre besser, Dein Vater nähme mit  
segnender Hand die Geliebte des Sohnes  
auf. Aber hast Du selbst Dich auf diese  
gefährliche Stelle gestellt, Dein Schicksal  
Dir selbst zu bestimmen, so wanke nicht!  
Sei nicht zweifelhaft, vergiß nicht ver-  
messen, daß Du ein Mensch bist, nicht,  
daß Du unter der Hand des Unglücks  
stehst; dann wähle! entscheide! Niemand  
kann für Dich entscheiden, was Recht ist,  
als Du selbst. Dann fasse mit starker  
Hand, was Du gewählt hast, und es sei  
Dir immer Recht! Laß das Unglück, laß  
das Glück nicht Richter werden über das,

was Dir Recht ist. Seufze, wenn Du  
müszt, unter der Hand des Unglücks, rufe  
Dein Weh hervor, aber schmeichle ihm  
nicht wie Deinem Könige.

Wir waren indes bis an die Stadt  
gekommen. Ich ging mit ihm auf sein  
Zimmer, ich bat ihn, mir die Art und  
Weise zu erzählen, wie er mit ihr bekannt  
geworden war. Denn auf die Art dieser  
Bekanntschaft hatte er sich immer berufen.  
Er wollte eben ansingen; aber stürmisch  
stürzte Amaliens Bruder ins Zimmer und  
brachte ihm die Nachricht, daß seine El-  
tern von Koblenz abreisen müßten.

Wohin? fragte Norden. Der Offizier  
zuckte die Achseln und sagte leise; es ist  
ein Geheimniß, das ich nicht ergründen  
kann. Vielleicht erfährst Du mehr durch  
Amalien.

Ich mehr, als der Bruder von der  
Schwester? Hier lächelte der Offizier sehr  
zweideutig, was mir wieder gar nicht ge-  
fiel. Indes sie gingen beide,

Um Mitternacht kam er zurück, bes-  
türzt und sehr verlegen. Es waren Briefe

für ihn angekommen. Er las sie. Auch das noch! sagte er, aber, setzte er lächelnd hinzu: ich bin ja entschlossen den Streit mit dem Geschick auszufechten. Ich muß morgen abreisen. — Und wie wirds mit der Geschichte, die Sie mir erzählen wollten. Er zuckte die Achseln. Ich bat ihn, mir nach Notenburg am Neckar zu schreiben. Er versprach es, an meine Brust fallend. Alles aber! sagte ich mit aufgehobenem drohenden Finger.

Alles, antwortete er; ich will Ihr Sohn seyn, Woldemar.

Gut denn, sagte ich. Ich öffnete mein Taschenbuch und drang ihm einen reichen Wechsel auf. Nimm ihn, sagte ich; wenn Du ihn nicht gebrauchst, so ist es eben so gut, ob er in Deinem Taschenbuche liegt oder in meinem. Ich bin reich, sehr reich, mein Sohn. Von der Seite soll Dir das Geschick nichts anhaben.

Am andern Morgen, obgleich er gesglaubt hatte, Amalien noch einmal zu sehen, fand er sie nicht mehr. Sie waren die Nacht mit einer Hast abgereist, hatte

ihm der Frau von Warf Jungfer gesagt,  
mit einer dringenden Eile, die das Ge-  
heimnißvolle dieser Reise noch vermehrte.  
Daz die Reise auf sehr lange seyn sollte,  
konnte man aus den Umständen schließen:  
Warfs Leute waren abgelohnt, alle Men-  
schen waren einem Freunde des Herrn von  
Warf zum Verkauf übergeben. Zweimal  
hatte der Herr von Warf einen Bedienten  
nach Norden's Hause geschickt, um den zu  
holen. Der Bediente hatte uns nicht auf-  
zupochen können. Darüber war der Herr  
von Warf in große Verlegenheit gerathen,  
in noch größere Amalia. Sie war weis-  
nend in den Wagen gestiegen.

Mein Neffe ging finster und kalt um-  
her. Er trieb seine Abreise nach Wezlar,  
wohin er soll, um den Reichsprozeß ken-  
nen zu lernen, mit der ganzen Apathie  
eines Menschen, dem nun alles gleich ist.

Er warf sich an meine Brust und sagte  
leise: mich dünkt, ich habe sie schon ver-  
loren.

Reise mit Gott! war alles, was ich  
sagen konnte.

Gott sei mit dem edlen Jungen und  
auch mit meinem Bruder, Jorden! Mein  
Bruder war ein edler Mensch, streng,  
strengh wie das fühllose Gesetz, das er  
vertheidigt; aber am strengsten war er ge-  
gen sich selbst.

Nun sollst Du hören, was mich mit  
ihm entzweite, was mich so selig und so  
unglücklich machte. Von Notenburg schreib  
ich Dir.

Hans Norden an van Jorden.

Notenburg.

Hier bin ich nun wieder in meinem schö-  
nen Vaterlande, im schwäbischen Gebirge,  
mittten in dem dichten Walde, den die  
Römer nicht zu durchbrechen wagten, rings  
von den vaterländischen Flüssen umgeben,  
die hier entspringen. O dieser Kranz der  
Weinberge, diese dunkeln heiligen Wälder,  
diese Felsen von Gemsen bewohnt, sind  
das Baugerüst meiner Jugend, der schön-  
sten

sten Jahre meines Lebens. O wie alle meine Pulse sich verdoppelten, wie die schöne Jugendflamme wieder empor loderte in meiner Brust, da ich von weitem erst den blauen Kranz am Horizont, dann die Wälder, dann die stolzen Berggrücken erblickte, alle die blühenden Weinberge wie Weihrauchfässer das Heilighum mit süßem Duft fülleten, alle die Nachtigallen die schönere Töne in den südlicheren Himmel hinein wirbelten!

Sch stieg in dem alten Wirthshause ab. Es lebte nur noch ein Mensch, den ich vor zwanzig Jahren gekannt hatte, in dem Hause. Sonst war alles verändert, Alles! Alles!

Eben habe ich das Fenster geöffnet. Mit einem Blicke übersehe ich das ganze Gebirge, wo die Donau entspringt und wo der Rhein daherrauscht. Ach! und dort sehe ich die Wipfel der Lebensbäume meines verlohrenen Paradieses herüber winken. O las mich! las mich, Jörden! Diese Lust zieht in meine Seele wie ein neuer frischer Lebensathem und drohet, wie

ein Seufzer der Verzweiflung, meine Brust zu zersprengen. O laß mich! laß mich, Jordan, dann will ich Dir erzählen.

---

Ich war zwanzig Jahre alt oder eins und zwanzig, ich habe nie behalten können, wie alt ich eigentlich bin — etwas, was mein Bruder mir nie zu gute halten konnte — da lebte ich in den glücklichen Thälern der Schweiz, die damals erst von einzelnen Reisenden besucht wurden. Ich kam nach Luzern, um von da nach Einsiedeln zu gehen. Auf dem Wege nach Luzern — ich war zu Fuß, meinen Mantelsack trug mein Bedienter — sahe ich vor mir einen Wagen, der in einem Hohlwege umwars. Es erhob sich ein großes Geschrei von Weiberstimmen. Ich eilte, so schnell ich konnte, dem Wagen zu. Sein Sie ganz ruhig, rief ich in den Wagen hinein, wenn sonst Niemand Schaden gesitten hat; unser sind hier genug, ihn wieder aufzurichten! Ein recht hübsches Mäde-

chengesicht sah aus der Thüre hervor und versicherte, daß sie durchaus den Wagen vorher verlassen wollten, ehe er wieder aufgerichtet würde. Ich sprang auf den Wagen hinauf und sah zwei junge Mädcchen, eine Matrone und einen runden alten Herrn in lustiger Verwirrung sich nach und nach emporrichteten.

Die beiden jungen Mädcchen reichten mir die Arme entgegen, und ich zog sie hervor. Nun kam die Reihe an die Mütter, für welche die Töchter sehr kindlich besorgt waren, sie wurde glücklich hervorgebracht. Wir hatten auch zuletzt das Glück, den alten Herrn unbeschädigt heranzuziehen. Niemand war beschädigt, und da sie sich Alle auf festem Grund' und Boden sahen, so erhoben sie ein lautes Gelächter und fingen an mit großem Eifer und Eilfertigkeit sich unter einander alles zu erzählen, was wir doch Alle genau wußten.

Wir lachten noch ärger über unser Aller Geschwätzigkeit, und der Wagen wurde wieder aufgerichtet, ich schlug den

Mädchen den Staub von den Kleidern,  
holte Hüte und Florkappen hervor.

Der Vater, wie er hörte, daß Luzern  
nur noch eine halbe Stunde entfernt war,  
wollte durchaus nicht wieder einsteigen,  
sondern entschloß sich den Weg zu Fuß zu  
machen.

Ich versprach, sie einen reizenden Fuß-  
steig durch die Wiesen zu führen. Unsere  
kleine Karawane trat den Weg mit vieler  
Heiterkeit an, und hätte ich ein Jahr  
lang mit ihnen zusammen gelebt, ich hätte  
nicht so bekannt mit ihnen werden können,  
als dieser kleine Unfall uns machte. So  
kamen wir in Luzern an. Wir wohnten  
in einem Birthshause, wir aßen zusam-  
men am Abend und spät machte ich mit den  
beiden Mädchen einen Gang an den unbes-  
schreiblich schönen See.

Wie wir zurückkamen, hörte ich, daß  
ihr Plan war zu Wasser nach Altorf zu  
gehen. Dasselbe war mein Plan; wir be-  
schlossen also die Reise in Gesellschaft zu  
machen. Den andern Tag wurden die An-  
stalten zu unserer Reise gemacht. Zum

Schutz gegen die Sonne und gegen den Regen nahmen sie ein bedecktes Boot. Ich für mich wählte einen leichtern Nachen, über den eine Leinwand gespannt war, die man von allen Seiten in die Höhe ziehen konnte.

An dem schönsten Morgen, der je der Natur geleuchtet hat, mit dem Aufgange der Sonne, die über die Alpen prächtig emporstieg, gingen wir am Bord. Mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit durchschnitten wir den schönen Spiegel des Sees. Mein Nachen blieb an der Seite des großen Boots, so daß wir mit einander reden konnten. Die Luft war so schön, so milde, der See so glatt, der Himmel so wenig drohend, daß die Älteste der beiden Töchter tausendmal wünschte, ihr Vater hätte eine Gondel wie meine genommen. Die Lowerzer Berge vor sich, die über den See hin hoch empor stiegen, konnten sie gar nicht sehen, und den schönen Pilatus hinter sich verbarg ihnen die Wand der Kajütte. Je mehr ich ihnen die Feenuser des Sees pries, desto

ungeduldiger wurde die älteste Tochter, ein liebliches Mädchen, einfach wie eine Schweizerin, hoch gesinnt wie sie, nur unendlich liebenswürdiger. Sie jammerte so laut über den Verlust der Aussichten, daß endlich die Mutter sagte, sie möchte zu mir einsteigen.

Ich kam an ihren Bord, meine Gon-

del wurde befestigt, und Marie — so hieß sie — stieg ein. O wie schön! rief sie, wie unbeschreiblich köstlich! da sie rings den Horizont sah, die weite Wasseroberfläche, die grünen mit Hügeln gekräuselten Ufer und die hohen Alpen in der Ferne. Jetzt waren wir über die Luzerner Spize hinaus, da öffnete sich der Stanziger Busen, es lagen jetzt zwei ungeheure Seen vor uns. Aber jetzt rief uns der Steuermann von dem großen Schiffe zu, uns näher an das Land zu halten, und jetzt wurde uns nun auch der Windstoß aus dem Stanziger Busen merklich. Der See war nicht mehr so glatt, er schlug Wellen, und der Wind pustete durch die Segel.

Unser Steuermann legte um und hielt nach dem Lande hin. Was ist? fragte ich. Er antwortete ganz kalt: wir können vier Stunden früher in Altorf seyn, als das große Boot. Wir fahren unter dem Winde hin und helfen uns mit Rudern.

Ich sah Marien an, sie mich. Ich verstand ihren Blick. So wollen wir erst die Dame aussiezen, sagte ich zum Steuermann. Ja wenys noch geht, erwiderte er. Man wirkte von dem Schiffe uns zu. Wir ruderten hinan, aber der Wind warf das leichte Ding von Nachen hin und her. Das gehet ewig nicht! rief der Steuermann vom Boote her; halt doch nach Meggen zu! der Teufel! willst du Unglück anrichten? Fort! fort! rief die Mutter besorgt. Viel Glück auf die Fahrt! In Altorf sehen wir uns wieder! Dahin flog das Schiff, und wir, wir hielten unter den Wind so gut wir konnten.

Halte der Teufel nach Meggen zu! rief der Schiffer verdrießlich. Da sitz ich mitten in der Stromung. Sie ruderten aus aller

Kraft gegen das Ufer hin. Das große Boot hatten wir aus dem Gesicht verloren. Der Wind trieb uns abwärts an das entgegengesetzte Ufer. Hols der Teufel! Wende! Wir kommen sonst nach Stanz!

Ist denn Gefahr hier? fragte Marie ängstlich. Was Gefahr? antwortete der Kerl. Sie sehen, daß wir hier im falschen Winde treiben; und sind wir erst einmal im Stanzer Busen, so kommen wir bei dem scharfen West, der sich hier fängt, nimmermehr nach Altorf.

Wenn nur irgend wohin, sagte das Mädchen beruhigt und lächelnd. Wir kämpften lange und vergeblich mit dem Winde, der anfang schärfer zu blasen. Wir wurden immer tiefer in den Stanzer Busen gedrängt. Mich dünkt, der Schiffer verstand es nicht. Am Ende stieß unser Schiff auf einen Baum oder Felsen, und so heftig, das es anfang Wasser zu ziehn. Zum Glück waren wir am nahen Ufer. Wo wollen Sie denn hin? rief ein Fischerkahn uns zu. Nach Altorf.

Kerl! du müßtest ersäuft werden! Nach Altorf? Was machst du denn im Stanz-  
zer Busen? Du hättest dich auf Meggen  
zu halten müssen. Du siehest mir auch  
aus wie ein Schiffer und dein Kammerad  
dazu. Bringt ihr da das Ding über die  
Gersauer Spize, so will ich auf den Luz-  
zerner Thurni hinausschiffen.

Hier entstand ein Gezank zwischen dem  
Fischer und unserm Schiffer, aus dem  
endlich hervorging, daß wir mit dem Men-  
schen die weitere Fahrt nicht wagen durf-  
ten.

Da sind wir in der That schön dran,  
sagte Marie, mich betrachtend. Was  
nun? was nun?

Sind Sie entschlossen, mein Fräulein?  
fragte ich.

Zu allem, was mich heute nach Altorf  
bringt. Meine Mutter wird um mich  
besorgt werden, wenn sie mich dort nicht  
trifft. Das allein ist meine Unruhe, das  
allein.

Ist das Stanz? fragte ich. Man  
sagte ja. Von da ist Altorf höch-

stens vier Meilen, Fräulein Marie; kön-  
nen Sie heute wohl vier Meilen gehen?  
Der Weg ist schön, aber beschwerlich;  
sehr beschwerlich von Surnek bis Atting-  
hausen besonders. — Es ist jetzt sieben,  
bis Abend haben wir zwölf Stunden, auf  
vier Meilen. Wir gehen langsam, wir  
ruhen aus. Der Weg ist beschwerlich,  
aber wunderschön, besonders bei Engel-  
berg.

Sie sah mich lächelnd an. Ich gehe,  
sagte sie entschlossen; ich gehe mit Ihnen,  
wiederholte sie, mir die Hand reichend.  
Ich bin eine Schwabin, wir haben zu-  
hause selbst Berge. Ich müßte mich ja  
schämen, wenn ich mich vor Bergen fürch-  
ten wollte.

Wir ließen uns sogleich ans Land setzen,  
und schritten mutig auf Stanz los. Seltsam!  
sagte sie, aber mit einem frohen Lä-  
cheln: mir ist zu Muthe, als sollte ich  
mit irgend einem schelten; aber am Ende  
weiß ich nicht mit wem, und so lassen Sie  
uns eine Verlegenheit vergessen, die wir  
Beide nicht verschuldet haben, Sie wenig-

stens nicht. Wenn wir nur heute Altors erreichen. Gehen kann ich troß einer Schweizerin.

Ich ging neben ihr. Ich meinte, ich würde viel zu thun bekommen, die Verlegenheit zu endigen, in die sie gerathen musste, mit einem jungen ganz fremden Manne sich ganz allein zu sehn. Aber nichts von dem; sie hatte wirklich, wie sie sagte, die Verlegenheit vergessen, die wir nicht verschuldet hatten. Sie schritt rüstig neben mir her, und hörte mit immer wachsendem Interesse die kleinen Erzählungen von meinen Reisen in der Schweiz und von den kleinen Abentheuern, die mir begegnet waren. Ich mußte ihr meine Reise über die Teufelsbrücke beschreiben. Ich erzählte ihr, daß es Sitte sei, an den gefährlichsten Orten den Fremden die Augen zuzubinden, erzählte ihr, daß ein junges Mädchen, mit dem ich die Reise machte, sich durchaus die Augen nicht hätte wollen verbinden lassen. Das würde ich auch nicht, sagte Marie; ist eine Gefahr für mich, gleichviel welche, gleichviel in

welchem Falle, so will ich sie durchaus kennen. Und — setzte sie lächelnd hinzu, sollte nicht der feste Entschluß, nicht zu schwinden, Herr über den Schwindel werden können? Ein ruhiger Entschluß kann viel, recht viel!

So eine männliche Seele hatte sie. Wir plauderten uns hin nach Wolfenschiess. Hier erhoben sich die Berge, worin das Kloster Engelberg liegt, wie zwei Amphitheater. Die Gegend vor uns erhob sich, und wurde immer wilder. Nach und nach fingen wir an empor zu steigen im dicksten Walde von Laubholz. Da ging sie auf dem engen Fußpfade vor mir her, so leicht, als schwebte die hohe schöne Gestalt. Sie ließ den Strohhut, da wir jetzt im kühlen Schatten gingen, in ihren Nacken herunter fallen, wie die Schweizerinnen zu thun pflegen. Dann schürzte sie sich eine Handbreit höher auf; denn wir mußten zuweilen von Felsen auf Felsen steigen.

Ihr Hut fing ihr doch an unbequem zu werden. Ich bat ihn mir aus, um meine Pflanzen, die ich sammelte, darin

aufzuheben. Sie merkte, daß ich ihr eine kleine Last abnehmen wollte. Ja, sagte sie, das Band unter dem Kinn auflösend: wir tragen ihn aber Einer um den Andern.

Sieh, Jorden, nun ging sie bald vor mir her, bald, wenn der Weg breiter wurde, mir zur Seite, ihren Arm um meinen geschlungen; bald ging ich voran, wenn der Weg schwierig wurde, um ihr die Zweige aus dem Wege zu halten, und um ihr die Hand zu reichen, wenn Steine im Wege lagen. Die Zweige hatten nach und nach, im schönen Spiel, die blonden Locken über die Stirn herabgezogen und über die Schultern. Ich flochte ihr im Gehen einen Kranz von schönen Alpenblumen, und da sie sich, um auszuruhen, auf einen Felsen setzte, reichte ich ihn ihr, sie setzte ihn lächelnd auf und befestigte ihn mit sorgender Mühe. Ich will ihn aufbewahren, sagte sie, als ein Andenken an den heutigen Tag!

O Jorden, Jorden, welch ein Inbegriff von Lieblichkeit, Heiterkeit, Wuth und Güte! Wenn sie so vor mir heraus-

stieg, so war mirs, als sähe ich einen Engel, der mich den Weg in den Himmel hinauf leitete.

Nun kamen wir nach Surnek. Hinter Surnek erhebt sich die Gegend auf einmal in wilden Klippen und Felsen; nur Ein Fußsteig führt an einem Bach durch ein romantisches Thal, in das der Bach sich alle zehn Minuten durch Felsen schäumend herabstürzt, über die Engelberger Berge, immer steil, oft gefährlich.

Wir blieben in Surnek, um auszuruhen und zu Mittage zu essen. Wir fanden nichts als Milch und Brodt, was uns eine Bäuerin in der ersten Hütte, auf die wir stießen, mit freundshaftlicher Güte anbot.

Marie setzte sich in dem schönsten Punkte der Gegend, wo wir die Aussicht auf den See hatten, und brockte mit ihren weißen Händen das schwarze Brodt in die Milch. Ich legte meine Pflanzen neben sie, sprang in den Wald, und hatte nach einer Viertelstunde unser Mittagessen mit ein paar Hände voll Erdbeeren ver-

mehrt. Nun setzte ich mich mit der Unschuld des goldenen Zeitalters zu ihren Füßen. Ihr Schoß war der Tisch von dem wir aßen. Dann trug ich meine Erdbeeren in ihrem Hute auf, und ich hätte dieses kleine Mahl nicht mit der Göttertafel vertauscht.

Sie saß bequem; das schöne Haupt ruhete lässig auf einen Felsen hinter ihr. Wir sprachen beide von der Schönheit der Gegend; aber nach und nach wurde ihre Stimme immer leiser, die Augen bedeckten sich zuweilen, das müde Haupt sank immer mehr auf den stützenden Felsen; sie schlummerte ein.

Nun hatte ich Zeit, sie zu betrachten. O welch eine Schönheit der Züge! welch eine blühende Farbe der Gesundheit! welche Züge der Güte, der Sanftmuth und der Freundlichkeit! So betrachtete ich sie einen Augenblick, dann aber erstieg ich die höchsten Felsen, ihr Vertrauen mit zarter Ehrfurcht belohnend, und sammelte, während sie sicher und unbelauucht schlief, ihr

die seltensten Alpenblumen, und zu unserer weitern Reise eine Menge Erdbeeren.

Wie ich zurück kam, war sie noch nicht erwacht. Ich sah sie aus der weiten Ferne. Ich beneidete die Bäuerin, die vor ihr stand, und wie es schien, sie mit Vergnügen betrachtete. Auf ein Geräusch, was die Bäuerin machen mochte, erwachte sie. Ich war nahe genug, hinter einem Gebüsch, um das beschämte Erröthen zu sehn, daß sie sich hatte vom Schlaf überraschen lassen. Sie sah mit großen Augen nach allen Seiten umher, und fragte; wo ist denn mein Begleiter?

Die Bäuerin antwortete: Wie das Köpfchen da hinüber sank auf den Felsen zum süßen Mittagschlummer, da ging Ihr Begleiter leise davon, in den Wald dort hinein. Nicht wahr, mein liebes Kind, fuhr die Bäuerin mit einer angenehmen Stimme fort, Sie haben von Engeln geräumt, denn sie lächelten im Schlaf.

Hier näherte ich mich und brachte ihr meine Blumen, und unsere freundliche

Wise

Wirthin belehrte Marien, wie selten die Blumen und auf welchen gefährlichen Orten sie zu pflücken wären. Sie sah mich freundlich an und reichte mir zum Dank ihre Hand. Ich hielt die Hand und konnte mein Auge nicht abwenden von ihren Augen, die sich so hell geschlafen hatten.

Die Wirthin betrachtete uns Beide lächelnd. Sie haben süß geschlafen, sagte ich. Recht süß, fiel mir die Wirthin ein, und wohl eine Stunde, und ich stand hier und betrachtete das liebe Kind. Sie hat von Ihnen geträumt, mein guter Herr; denn sie lächelte im Schlafe.

Hier überzog ein hoher Purpur Mariens Gesicht, über die Auslegung der Wirthin; und ich, Jorden, erröthete eben so züchtig, wie das Mädchen.

---

Hans Norden an van Jorden.

Rotenburg.

Mit welcher Lust, Jorden, mit welchem Schmerz, mahle ich Dir, ach, wie ein

Blinder die Tage, da er das Licht noch sah! Ich genieße noch einmal dieses feli- gen Tages, an dem mein Glück und mein Schmerz anfangen!

Marie sprang nun auf; ich bin gestärkt zu unserer Weiterreise, sagte sie.

Ja, sagte die Wirthin, Sie sollen schon noch ruhen, ehe sie den Engelberg erreichen. Ich hatte Mühe, der Frau ein Geschenk aufzudringen; dann gingen wir ins Gebirge hinein, das hier immer schroffer wird. Wir stiegen von Felsen zu Felsen. Der Weg führt einigemale dicht an Abgründen weg. Ich ging neben ihr auf dem schmalen Wege an der Seite des Abgrundes, denn sie ward doch ein wenig ängstlich bei dem Anblick dieser unergründlich schwarzen Tiefen, aus welchen Felsenzacken hervorragten. Sie drückte mir die Hand, wenn wir vorüber waren, und sagte: o wie viel, wie viel habe ich heute Ihnen zu danken. In der That, Jorden, sie betrachtete mich mit Blicken, worin ich eine schönere Empfindung als Dankbarkeit zu bemerken glaubte. Ich

sagte ihr, daß die gefährlichsten Stellen überstanden wären. Gottlob! rief sie, die Hände zusammenschlagend, denn ich bin ängstlicher gewesen, als ich Ihnen sagen möchte.

Wir waren kaum noch tausend Schritte gegangen, da hörten wir von einer schönen Stimme ein italiänisches Lied singen; der Gesang kam aus den Klippen hervor, die an unserm Wege standen. Da wir weiter gingen, sahen wir auf einem Felsen unter einem Haufen Fichten, ein paar Menschen sitzen. Es war ein junger Mensch und ein Mädchen, dessen Kleidung, dessen Anstand, Farbe, Haar und Augen die Italiänerin verrathen.

Wir grüßten sie im heraufsteigen. Der Ort war so schön, die Aussicht in das Thal links und rechts auf die Gletscher, die in der sinkenden Sonne wie Diamanten glänzten, so groß, daß wir uns sehn mußten.

Wohin denn, mein junges Paar?  
fragte ich.

Nach Maria Einsiedeln, antwortete das Mädchen mit einem fremden Accente. Wir kommen von Airolo jenseits am Fuße des Gotthards; und wenn ich gebetet habe, zu der Mutter der Gnaden in Einsiedeln, dann gehen wir in meines Mannes Heimat, in Graubünden Inner den Wald.

Ich sah das Mädchen an, sie schien mir kaum sechzehn Jahre. So jung, mein Kind, und schon Frau? sagte ich. Was hat sie denn in Einsiedeln von der Mutter der Gnaden zu bitten?

Nichts zu bitten, sagte das junge Weib, nur das Gelübde zu halten, was ich thut, nach Einsiedeln zu waltsahrten, wenn er mir treu bliebe und mich von Airolo holte. Er war treu! rief sie mit der ganzen ausdrucksvollen Lebendigkeit der Italienerin, und schlang den Arm um seinen Hals. Ich glaubte es nicht, ob ich gleich halb eine Bündnerin bin — meine Mutter ist aus Trims — denn ich hatte ihn nur zweimal gesehen; wir kannten uns kaum. Aber er kam. Er hielt sein Gelübde, ich meins.

Es war so etwas rein menschliches in diesem jungen Paare, in ihrer Stellung, in ihrer Haltung. Sie, fast ihm auf den Knieen sitzend; er, liegend sie umfassend.

Junge, schöne Frau, sagte ich mit dem angenehmsten Gefühl, viel Glück auf ihrer Reise nach dem Gnadenbilde, und gebe der Himmel, daß sie noch einmal nach funfzig Jahren dahin walst, und der Gnadenmutter dankt, weil ihr Mann treu war.

Hörst du, Mann? sagte sie mit einem schelmischen Blick auf ihn, bei dem sie wieder den Arm um seinen Hals schläng. Ich danke Ihnen, mein guter Herr, und lustig setzte sie hinzu: Treue brauchen wir Alle! Und so wünsche ich Ihrer jungen Frau oder Braut — denn eins muß sie seyn, wenn sie nicht Ihre Schwester ist — und Ihnen Treue und Liebe, die von Herzen geht bis an den Tod!

Ich sah eben Marien an, die vor mir saß. Sie erröthete, und die Wange hörte nicht auf zu glühen, so lange wir da saßen. Ich war verlegen, ich wußte nichts zu sagen,

und so schwieg ich lieber. Müdig erkundigten sich die beiden Leute nach dem Wege; ich beschrieb ihn, sie konnten nicht irren. Wir standen zu gleicher Zeit auf; die junge Frau sprang zu mir her, ergriff meine Hand zum Abschiede, und rief mit lustigem Eifer: nach funfzig Jahren wollen wir uns hier wieder treffen, und wollen sehen, wer von uns vierer der treueste war. Wir wünschten uns Glück auf den Weg; wir gingen hinauf, sie hinab.

Marie ging vor mir her, schweigend, still, das Auge auf den Boden gehestet. Die junge Italienerin hatte eine Flamme in meine Brust geworfen. Ich sah Marien vor mir her gehen; o wie schön schien mir jetzt die Gestalt! wie weiß der Arm! wie klein, wie schön der leichte Fuß! wie rund der Hals! und doch verwünschte ich das Weib, das uns in unserm friedlichen Verhältnisse gestört hatte. So, ohne ein Wort weiter geredet zu haben, kamen wir im Kloster Engelberg an.

Es konnte nicht fehlen, daß nicht ein paar junge Leute, so gekleidet wie wir,

Bemerkungen der Menschen über unser Verhältniß erregt haben sollten. So gings auch sogleich wieder hier in Engelberg. Wir treten, um uns auszuruhen, in ein Bauerhaus, so wie mein Auge Mariens Blicke begegnete, erröthete sie. Ich wendete mich also schnell an die Bäuerin, und um etwas zu fragen, fragte ich nach dem Stifter des Klosters. Die Frau setzte sich nieder, und erzählte: daß eine vornehme Frau das Kloster gestiftet hätte. Sie hätte auf einem Spaziergange von ihren Verwandten sich verloren im finstern Walde, wäre hier von Alpe zu Alpe geirrt, bis sie endlich auf jene Klippe gekommen wäre, wo sie weder vor noch rückwärts gekonnt hätte. Aber sie war fromm — fuhr die Bäuerin fort — und empfahl sich Morgens und Abends dem Dienste der Engel. Da kam ein Engel und leitete sie von dem Felsen hinab, ihren Verwandten zu. Und Gott segnete sie und sie wurde ein reiche Frau im Lande. Da stiftete sie das Kloster in dieser Einde, den Engelberg, und Land und Leute dazu.

Der Ton der Frau war so gut, daß wir uns beide für die Erzählung interessirten. Marie sagte zu schnell: fast so wie es mir heute gegangen ist! sie sah mich lächelnd und ruhig dabei an; aber auf einmal erröthete sie wieder wie vorhin, und schlug das Auge schamhaft zu Boden. Haben Sie sich auch verloren? fragte die Bäuerin. Nun so sende Gott Ihnen einen freundlichen Engel, der sie sanft zu den Ihrigen geleite.

Marie war unendlich verwirrt. Sie sagte fast stotternd: dieser Herr ist so gütig, mein Führer zu seyn.

Die Frau hob das Auge auf, mich zu betrachten. O liebes Kind, sagte die Frau recht fromm, auch Menschen sendet Gott, und so gebe er, daß dieser Herr Ihnen ein treuer Engel werde, und, setzte sie hinzu, so roth wie Sie wird man nicht umsonst, meine schöne Dirne. Aber das sagte sie arglos; argloser hätte es selbst die Tugend nicht sagen können. Ich schlug mein Auge eben so schamhaft zu Boden

wie sie, denn ich fühlte meine Wangen glühen. Sie stand auf, nahm ihren Hut, um zu gehen. Wir gingen.

---

Hans Norden an van Torden.

Notenburg.

Nun gingen wir Beide hinter einander, immer zwischen den Felsen der höchsten Spitze des Gebirges zu. Wie wir oben aus dem Walde hervortraten, lag der See und Altorf mit seinen weißen Häusern vor unsren Augen.

Das ist Altorf, mein gutes Fräulein, sagte ich. Gottlob! Gottlob! rief sie, hob zum erstenmale ihre Augen wieder gegen mich empor, und sah mich freundlich an; ich danke Ihnen, ich danke Ihnen recht von Herzen. Aber nun schlug sie das Auge wieder nieder. Ihre Freimüthigkeit, ihr Vertrauen war dahin. Ich wagte es nicht mehr ihre Hand zu halten, wenn ich ihr von einer schwierigen Stelle herabge-

holzen hatte. Auf einer schönen Höhe vor Attinghausen holte ich Zitronen und Zucker hervor, die ich von Luzern mitgenommen hatte. Sie schnitt Scheiben, bespreute sie mit Zucker, reichte sie mir, und meine Lippen berührten ihre Finger. O welch ein Zauber liegt in diesen Kleinigkeiten!

Es war als wären wir mit einander wieder ausgesöhnt. Sie war ermüdet, sehr ermüdet, und so hing sie, auf meine Bitte, ihren Arm in meinen, den letzten Theil des Weges. Sie lächelte mir dankbar zu, ihre Freimüthigkeit war wieder gekommen. Nun kamen wir hinter Attinghausen an einen Bach, in dem der Weg eine Zeitlang, etwa zweihundert Schritt, fortging. Sie sah mich an und dann auch den Weg. Ich untersuchte die Gegend daneben, aber das Wasser war nicht zu vermeiden. Ich schlug ihr das einzige Mittel vor, was sie durchbringen konnte, sich von mir durchtragen zu lassen. Sie meinte, das wäre unmöglich, sie wollte lieber durchgehen. Dem mußte ich mich widersehen, und so nach einem hin und

her reden, hob ich das theure Mädcchen auf meinen Arm und fing an sie durchzutragen. Ihr Arm hatte sich leicht um meinen Hals geschlungen, um sich zu halten.

Wie ich sie wieder niedergesezt hatte, hob sie das Auge, das schöne blaue Auge, voll eines innigen Vertrauens auf mich, und sagte mit einer unbeschreiblich schönen Stimme: Sie sind sehr gütig, und die Frau im Kloster — hier senkte sie das Auge einen Augenblick, hob es dann wieder, und fuhr mutzig fort: die Frau im Kloster hat Recht; Sie waren heute tausendmal mein Engel.

Marie, rief ich, Ihnen wird es nie an Menschen fehlen, die selbst das Leben für Sie nicht zu hoch schätzen werden.

Das wollte ich nicht, erwiederte sie; eine Schmeichelei wollte ich von Ihnen nicht. Ich wollte Ihnen nur sagen, wie dankbar ich bin.

So lassen Sie mich Ihnen sagen, mein gütiges Fräulein, wie glücklich ich heute bin, wie unbeschreiblich glücklich!

Wir thun am besten, sagte sie scherzend, indem sie meinen Arm fasste, wenn wir weiter gehen. Wir gingen, und nach einer Zeit hatten wir das Ziel unserer Wünsche, Altdorf erreicht.

Der Wirth, zu dem ich ging, ein biederer Schweizer, dessen sich kein alter Schweizer zu schämen gehabt hätte, und mein alter Bekannter, empfing uns freundlich. Er meinte indeß, daß Mariens Eltern wohl in Brunnen geblieben seyn würden, weil der Wind sich um Mittag ganz und gar umgesetzt hatte. Das versicherten Alle, die gegenwärtig waren. Marie sah mich ängstlich an; ich sagte ihr leise: Ihre Verlegenheit ist doch zu Ende, mein Fräulein. Ich führte sie auf des Wirths Tochter zu, die im Nebenzimmer saß, eine hochgesinnte, einfache, schöne, junge Schweizerin, einige Jahre älter wie Marie. Ich bat sie, Marien von jetzt an unter ihren Schutz zu nehmen.

Am Abend spät kam wirklich noch ein Bote von Brunnen mit einem Briefe von Mariens Mutter, worin sie uns bat, den

andern Morgen nach Brunnen zu ihnen zu kommen, weil ihr Mann sich so übel befindet, daß er sich nicht getraue, noch eine Reise auf dem Wasser nach Altorf zu machen.

Wie Marie den Brief gelesen hatte, sprang sie fröhlich hoch empor. O wie ruhig werde ich nun schlafen! und morgen mit dem frühesten reisen wir nach Brunnen! Sie ging mit der Schweizerin in ihr Schlafzimmer. Am andern Morgen beredete ich die junge Schweizerin, die kleine Reise nach Brunnen mit uns zu machen, Marien eine neue Verlegenheit zu ersparen. Sie willigte ein. Marie dankte es mir mit freudigen Blicken; aber eben da wir an den See gehen wollten, kam der Schweizerin Bruder nach einer langen Abwesenheit in das väterliche Haus zurück. Es thut mir weh, rief das Mädchen, Marien umarmend, aber er ist mein Bruder, und ich habe ihn seit fünf Jahren nicht gesehen.

Ich wollte sogleich für eine weibliche Begleiterin sorgen. Lassen Sie, lassen

Sie, sagte Marie mutig, lassen Sie,  
lieber Norden, es ist nun eben so gut!

Wir gingen von Altorf ab an den See.  
Die Tochter des Wirths begleitete uns bis  
an das Boot, um uns einige Erfrischun-  
gen mitzugeben. Auf der Wiese vor  
Altorf stand sie auf einmal, fasste meinen  
Arm und sagte mit einem ernsten Feuer zu  
mir: Hier, Herr Norden, ob Sie gleich  
kein Schweizer sind, hier sollte kein Mann,  
wie Sie, vorüber gehen, ohne nicht den  
Namen des edelsten Mannes, den Namen  
Tell mit Ehrfurcht, mit tiefer Ehrfurcht  
zu nennen. O Tell! Tell! rief ich erstaun-  
thend. Denn sieh, Jorden, mein Auge,  
meine Sinne, meine Seele hingen an dem  
reizenden Mädchen, und so dachte ich nicht  
daran, auf welch einem heiligen Boden ich  
eben ging; Tell! rief ich mit Begeister-  
ung. Freie Schweizerin, mir ist der Na-  
men Tell so heilig, wie Euch! Marie,  
die unsere Begeisterung nicht begreifen  
konnte, fragte: wer ist der Tell?

Sie kennen ihn nicht? sagte die  
Schweizerin verwundert; sie fuhr fort mit

leuchtenden Augen: Hier stand er, hier, wo wir jetzt stehen, und dort unter jener Linde stand sein Sohn gegen ihm über, und der Vater legte den tödtlichen Pfeil mit zitternder Hand auf den Bogen. Ein Tyrann hatte ihm befohlen, einen Apfel von seines Sohnes theurem Haupte zu schieszen. Warum denn? fragte Marie erstaunt. Wir erzählten Beide, und so kamen wir ans Schiff.

Sie und ich stiegen ein. Ich fuhe fort: Hier, Marie, schleppten sie Tell gebunden ins Schiff. Der Vogt wollte ihn mit sich nehmen ins Gefängniß. Da brach der Sturm aus den Schländen des Gotthards. Ich erzählte ihr die ganze Aller Herzen ergreifende Begebenheit. Ich zeigte ihr, denn wir führen dicht vorüber, den Felsen, auf dem Tell sich aus dem Schiffe rettete. Ich zeigte ihr gegenüber das Mütli, wo der Schweizerbund beschworen wurde.

Sie saß neben mir, horchend, mit Augen, die jetzt blitzen, jetzt sich mit Thränen füllten. Wir führen dicht am

rechten Gestade hin, das von grauen Fels  
sen mit einzelnen dunkeln Fichten, die in  
den Spalten wurzeln, wild empor steigt.  
Schen Sie, Marie, darum kann ich im-  
mer noch nicht diese zauberische Gegend  
verlassen, diesen Thron der Freiheit, ge-  
rechter, mässiger Freiheit! O darum liebe  
ich dieses Land so sehr, so innig; darum  
bin ich immer hier so glücklich, und gestern  
und heute! sekte ich begeisterter hinzu.  
Alles, alles, was mir hier begegnet, um-  
fasse ich mit liebender ewiger Fabrunst.

Sie erröthete, sie schlug die Augen  
nieder. Aber ich fragte nichts darnach,  
denn mein Herz war rein und voll; ich  
hätte ihr jetzt sagen können, daß ich sie  
liebte, und ich weiß nicht, warum es nicht  
in diesem Augenblitze geschah, aber ich  
würde es ihr gesagt haben, wie einer Pa-  
triarchentochter mit dem Wasserkrug am  
Brunnen: Du bist ein Engel Gottes;  
darum liebe ich dich! Sage mir nicht,  
Erröthende, daß du mich liebst. Hebe  
nur deine Augen zu mir auf, und wir  
find eins auf ewig! So würde ich ihr  
gesagt

gesagt haben! Ich hatte es vergessen, in welcher tollen Welt ich war, wo der Mensch von dem Menschen sich eben so stark abgesondert hat, als die verschiedenen Thiergeschlechte. Ich saß neben ihr, abgesondert von unsfern Schiffern, durch eine ausgespannte Leinwand. Ich saß zu ihren Füßen, mein Arm ruhete quer auf ihrem Schooße, und meine Wange ruhete auf ihrer Hand. Ich war gewiß, sie hatte so gut wie ich alle äußere Verhältnisse vergessen; aber sie dachte gewiß an etwas besseres als an mich. Sie sagte: o nun weiß ich, warum die Schweizer ihr Land so lieben, für so ein Land könnte auch ein Weib sterben!

Wir ergriffen uns einander in diesem Worte mehr als in einer Liebeserklärung. Wir sahen nun still, und sahen die Fläche des Wassers, und hörten zwischen den Felsen das harmonische Getönn der Kuhglocken, die in das lautere Glockengeläut der Dörfser und Flecken umher leise hinein tönnten.

Endlich zeigte ich ihr Brunnen. Diese Vorstellung erweckte sie schnell aus dem schönen Traum einer bessern Welt, der

unsere Seelen bis jetzt begeistert hatte. Sie stand schnell auf, sie lehnte sich weit nach Brunnen vor, als wollte sie es einen Augenblick früher umfangen. Dort sahe ich meine Eltern wieder, rief sie, wie für sich, meine Schwester, meine schöne häusliche Welt. Sie schwieg einen Augenblick, hier, Norden, sagte sie mit leiser Stille: hier, gestern und heute und gestern und heut! O nie, nie wird das Alles aus meiner Seele kommen. Und nun danke ich Ihnen, Norden, tief aus meiner Seele.

Sie wendete sich von mir ab, lehnte sich hinaus vorwärts nach Brunnen zu, und mich dünkt sie trocknete ihr Auge mit einem Zipfel ihres Halstuches. Ich küsste leise ihr Kleid, und so flogen wir mit frischem Winde über den See dem Ufer zu.

Meine Mutter! meine Schwester! rief sie laut. Sie sassen am Ufer unserer erwartend; sie kamen uns jauchzend entgegen.

Die ganze Scene hatte sich verändert, sie gehörte nun wieder ihrer Familie, ihrem

Stamme, dem stolzen Adel an. Sie war nicht mehr mein, das fühlte ich, das fühlte ich so unangenehm, daß ich nach einer halben Stunde aufbrach, um in Schwiz einen Bekannten zu besuchen. Wie ich ging, sah Marie mich erröthend an. Sie kommen doch zurück? sagte sie.

Ich ging, und den andern Tag am Abend kam ich nach Brunnen zurück, mit dem Entschlusse mich zu freuen, wenn sie fort wären.

Sie waren noch da. Mariens Mutter kam zu mir auf mein Zimmer; mit dem Gesichte, voll eines freundlichen Wohlwollens, sagte sie: meine Tochter hat mir ihre Irrfahrt erzählt. Ich danke Ihnen, lieber Norden, für die feine Güte, womit Sie Marien behandelten; ich danke Ihnen mütterlich. O warlich, Sie haben ein großes Recht auf unsere Freundschaft, und ich bitte Sie recht eigentlich, so lange es seyn kann, in unserer Gesellschaft zu bleiben. Das versprach ich vielleicht mit zu großem Eifer; denn die Mutter sah mir recht scharf in die Augen.

Am andern Morgen wollten wir nach Luzern zurück; aber in der Nacht wurde Mariens Vater, der Baron von Lüben, ein Reichsreiherr aus Schwaben, wieder so frank, daß der Arzt erklärte, er dürfe sich noch nicht in acht Tagen einer neuen Erkältung auf dem Wasser aussetzen, und im Wagen war von hier nicht wegzukommen. Wir mußten also zu Brunnen bleiben. Nun ließen wir unsere Leute und Sachen aus Luzern kommen, um bequemer zu seyn.

Welche Tage! o welche Tage, Jörden! Meine beiden Mädchen — das jüngere Fräulein, Gulchen, war ein heiteres süßliches Wesen von dreizehn oder vierzehn Jahren — meine beiden Mädchen wurden zu wahren Schweizerinnen. Sie stochten ihr schönes Haar in Flechten, trugen ihre Hüte mit Blumen bekränzt, waren hoch aufgeschürzt, um die Berge mit Leichtigkeit ersteigen zu können. Mit dem Sonnenaufgange gingen wir fort, von meinem Gedienken begleitet, der Lebensmittel und einige Kleider für die Mädchen.

trug. Nun gings fort nach Steinen und Schwiz, tief ins Gebirge, in das kostliche Muoten Thal, den See entlang nach Gersau, über den See hinüber, bis zuletzt der alte Baron unsern glücklichen Streifzügen mit seiner Gesundheit ein Ende machte.

Seine Töchter hatten ihm so viel erzählt von unsern kleinen Reisen, von der gesunden Luft auf dem Gebirge, daß er, da er die ganze Reise gemacht hatte seine Gesundheit wieder herzustellen, sich entschloß, uns einmal zu begleiten. Der Entschluß des Barons — seine Töchter liebten ihn unbeschreiblich — brachte neues Leben in unsere Gesellschaft. Wir fuhren nach Luzern zurück und schon den andern Tag begleitete uns der Vater ins Gebirge hinein. Die Mutter blieb zu Hause.

Mir war doch bange, daß uns einmal Regen überraschen könnte; daher sorgte ich dafür, daß mein Bedienter einen vollen Anzug für den Baron, ohne daß es jemand wußte, bei sich hatte.

Hier lernte ich den Vater Mariens kennen, den ich fast bis jetzt übersehen hatte; er war ein heiterer alter Mann, voll stiller Lebensweisheit und er liebte seine Töchter unbeschreiblich. Es war ein rührender Anblick, wie die beiden Töchter mit liebender Vorsicht den Vater führten, wie sie ihm die Orte zeigten, wohin er den Fuß setzen mußte, wie sie jedes Hinderniß aus dem Wege räumten, ihr eigenes Vergnügen vergaßen, um nur den Vater zu erheitern. Es ging besser als wir alle dachten. Er befand sich am Abend so wohl, er schlief so gut, daß er am andern Morgen sagte mit guter Laune und halbem Ernst: meinetwegen mögen sie den Wagen verbrennen. Ich will zu Fuß durch die ganze Schweiz reisen, und am Ende mein Bündelchen so gut tragen, wie Norden.

Unsere Spaziergänge wurden von Tage zu Tage weiter und der Erfolg immer besser. Der Baron verlor einen Husten, mit dem er sich schon zwei Jahr geschleppt hatte, und einen halben Centner Fleisch

dazu. Norden, rief er, Sie sind mein Arzt, und wenn Sie wollen, so gehe ich mit Ihnen über den Gotthard.

Endlich überraschte uns auf einer unserer kleinen Meisen ein tüchtiger Regen. Der Baron wurde sehr übelalunig und ängstlich. Glauben Sie mir Norden, sagte er, das geht nicht gut. Indes war eine Hütte in der Nähe. Folgen Sie mir, rief ich, aber ein wenig rasch. Ich lief mit meinem Bedienten voraus. Der Baron fand ein helles Feuer, seine Kleider ausgepackt und in fünf Minuten war er umgekleidet.

Lieber Norden, sagte er lächelnd, wie er gekleidet am Feuer saß, eine Flasche sehr guten Burgunder neben sich, und kein Husten sich meldete, lieber Norden, Sie haben bei mir viel auf dem Kerbstock.

So kam der August heran; es wurde kühl zwischen den Bergen. Man dachte auf die Rückreise. Vater und Mutter batzen mich, ja bei ihnen in Schwaben vorzusprechen, wenn ich nach Hause ginge. Das versprach ich. Der Tag der Tren-

nung kam; mit finstern Blicken sah ich den Wagen packen. Die Mutter kam zu mir und fragte sanft: wie ist Ihnen? Ich sagte dreist: als sollte der zärtlichste Sohn sich von der theuersten Mutter auf ewig trennen. Lassen Sie es mich aufrichtig gestehen, meine Gnädige, eine wundersame Täuschung hat sich meiner bemächtigt. Es ist als gehörte ich zu Ihnen. Sie sah mich freundlich an und schwieg.

Marie gab mir ihre Hand. Wir sehen uns wieder, sagte sie leise. Ich weiß, wir sehen uns wieder! Ich fühle es, wir müssen uns wieder sehen! setzte sie noch leiser hinzu, ein wenig erbleichend. Sie drückte meine Hand fest. Ich drückte ihre; aber ich konnte nicht ein Wort antworten. Ich war schwächer als sie, viel schwächer als sie. Ich führte sie an den Wagen. Sie legte sich an der Seite, wo ich stand, noch so lange heraus, als sie mich sehen konnte.

Wie der Wagen verschwunden war, floh ich tief in das Gebirge. Träumend saß ich unter dunkeln Klippen. Um Mit-

ternacht erst kam ich nach Hause; ich packte ein, und fand unter meinen Sachen eine Rose aus Band, die sie lange getragen hatte, und die ich oft lobte, weil sie einer natürlichen so ähnlich war.

Sollte es ein Andenken von ihr seyn? Hatte sie mir die Blume zurückgelassen? Oder wars ein Zufall? Ich saß ganze Tage und sah darüber nach, und betrachtete die Blume mit zärtlichen Blicken.

---

Hans Norden an van Törden.

Notenburg.

Ich blieb kaum noch, trotz meines Entschlusses, einige Tage in der Schweiz, da wars als zöge es mit Zauber gewalt mich ihnen nach. Ich kam in Notenburg an, von dem sie eine halbe Stunde entfernt auf einem Gute lebten.

Ich fühlte das Unschickliche, fogleich von ihrer Erlaubniß, sie zu besuchen, Ge brauch zu machen. Und so reiste ich von

Notenburg nach Tübingen, von da nach Neuthlingen, von da nach Hechingen, dann nach Horb und wieder nach Tübingen, immer in der Runde um Notenburg her, als könnte ich den Zauberkreis nicht überschreiten, in dessen Mitte sie stand.

Ich will mich nicht stärker machen, Jorden, als ich war, ich war schwach, zu schwach, gegen diese süße Gewalt der Natur. Mein Bruder mit seinen strengen Vorurtheilen gegen alle Misheirathen fiel mir ein; aber dieses Hinderniß warf ich mit einem spöttenden Lächeln triumphirend aus meinem Wege zum Glück. Ihr Vater ein Reichsbaron! Mit Zittern dachte ich daran; aber die Hoffnung drängte sich doch in meinem Herzen empor.

Mariens Vater war stolz, das konnte ich mir nicht läugnen; aber sonst war er sehr frei von Vorurtheilen. Er hatte mich immer mit zuvorkommender Güte behandelt. Die Mutter war meine Freundin, auf deren Unterstützung ich rechnen zu können glaubte. Dazu kam noch ein Umstand, der mir Alles zu erleichtern schien.

Die Familie war arm, das glaubte ich vermuthen zu dürfen. Sie waren alle sehr einfach gekleidet, die Mädchen etwa wie gut gekleidete Predigertöchter bei uns, die Mutter wie eine Predigerfrau. Der eine Bediente, den sie bei sich hatten, leistete ihnen so wenig Bedientendienste, es wurde so wenig von ihm gefordert, und er hatte so wenig Furcht vor seiner Herrschaft, daß ich glaubte, dieser Bediente sey der letzte Rest von bessern Tagen her, den nur seine bequeme Lage bei seiner Herrschaft fest hielte.

Das war der Begriff, den ich von ihnen hatte. Minn dazu, daß ich reich, sehr reich war, ein junger Mensch von zwanzig Jahren, der sich geliebt glaubte, und was mehr als Alles ist, der mit einer unbeschreiblichen Leidenschaft selbst liebte.

Mir fiel oft ein, ob es nicht besser ge-  
than sey für Marien, mit Kourierpferden  
nach Cassel zu reiten, von da nach Ham-  
burg, von da nach England. Aber sah  
ich die Rose an, die sie mir geschenkt hatte,  
dachte ich an sie, so hätte ich den Streit

mit ihrem Vater gewagt, und hätte er auf einem Throne gesessen.

Ich kam endlich wieder nach Notenburg, mit dem festen Entschlusse sie zu sehen. Ich ging zu Fuß von Notenburg nach ihrem Gute. Ich trat in ein schönes großes Dorf, und da ich nach dem Gute des Barons einen Bauer fragte, so wies er mich in einen Park, der sehr gut unterhalten war. Ich kam in eine sehr reiche Blumenparthei, in deren Mitte ein geschmackvoller Floratempel stand. Mein Herz fing ängstlich an zu pochen. Mit jedem Schritte vorwärts traf ich auf Zeichen von dem Reichthum des Besitzers. Eine Menge Menschen arbeiteten in dem Park. Nun näherte ich mich dem Garten, der das Haus umgab; denn der Park wurde lichter. Ich trat unter den dunkeln Bäumen hervor, und ich blieb wie eingewurzelt und beschämmt stehen. Denn vor mir lag eine lichte Gartenparthei von reichem und kostbarem Wasserwerk, und hinten lag ein Haus wie der Palast eines Fürsten. Ein prachtvolles Gebäude im schön-

sten Styl, und wie es schien, fast neu.  
Das Schloß war von einer Reihe Oran-  
gerie umgeben.

Ich fragte den Gärtner, ob der Bar-  
on von Lüben dort wohnte? — Ja,  
war die Antwort. Ich fragte weiter:  
nämlich der Baron von Lüben, der in der  
Schweiz mit seiner Gemahlin und seinen  
Töchtern gewesen ist?

Ja, sagte der Gärtner.

Sehr langsam schlich ich um die reichen  
Wasserwerke dem Hause näher. Da er-  
schienen auf einmal unter dem Säulengange  
vor dem Hause zwei Mädchen, Marie  
und thre Schwester. Sie stogen die hohen  
Stufen herab und riefen mir lautjauch-  
zend vor Freude meinen Namen entgegen.

O Jorden, Jorden, wie stürzte auf  
einmal das lustige Gebäude meines er-  
träumten Glücks zusammen! Die beiden  
Schwestern waren zwar in edler Einfach-  
heit, aber sehr reich gekleidet, besonders  
Julchen trug um den Hals und im Ohr  
einen sehr theuren Schmuck. Ich stand  
erstarrt zwischen beiden Mädchen. Ein

tödtlicher Frost durchzuckte mein Wesen.  
Und dennoch, wenn ich mein Auge wieder  
auf Mariens Gesicht hestete, auf dieses Ge-  
sicht voll Liebrosz und Liebe; wenn ich das  
freundliche Willkommen sahe, das aus  
ihrem Auge meinem Herzen entgegen kam,  
so hätte ich sagen mögen: O Geliebte, du  
liebst mich noch. Aber ich schwieg, ließ  
mich wie ein Schlachtopfer in das Schloß  
führen, von dessen Wänden mir überall  
die reiche alte Pracht eines kleinen Fürsten  
entgegen strahlte.

Sie führten mich in den Saal, wo  
der Baron mit seiner Frau waren. Man  
empfing mich jetzt ein wenig vornehmer,  
aber doch mit solch einer zutraulichen  
Freundlichkeit, daß ich in jedem Augen-  
blick fühlte, ich war unter einem gastli-  
chen Dache. Nun kamen Hofmeister,  
Gouvernante und Secretair. Ich wurde  
allen als der Freund des Hauses vorgestellt.  
Der Baron, seine Frau und seine Döchter  
wurden mit einer großen ehrfurchtsvollen  
Hochachtung behandelt; aber doch war je-  
der Blick so herzlich, jedes Wort so zu-

traulich, daß man sah, hier regierte die Liebe, die Güte, die Menschlichkeit und nichts als sie.

Aber je mehr ich sah und hörte, mit jeder Minute erblaßte immer mehr der freundliche Stern meiner Hoffnung, wie der sanft leuchtende Mond in der heraus kommenden Morgenröthe erblaßt, und endlich in den schimmernden Strahlen der Sonne verschwindet. Ich konnte meine Augen nicht mehr zu Marien erheben. Sie ward mir jetzt fremd und immer fremder. Ihr freundliches Lächeln schien mir eine Tugend mehr von ihr zu seyn. Eine himmlische Demuth; aber nicht mehr der Strahl der Liebe und der Freundschaft. Ich fing an mich meiner zu stolzen Hoffnungen zu schämen; ich fand mich lächerlich. Ich war in diesem Augenblick ihres Herzens nicht mehr werth. Man hatte mich in ein Zimmer logirt, dessen Thüre sich in den Garten öffnete. Vorher war es Mariens Zimmer gewesen. Sie hatte mir es abgetreten, damit ich mit jedem Augen blicke in die freie Natur kommen könnte.

Sch befand mich wohl, als man mich  
allein ließ; ich wünschte mich weg von  
hier. Ich betrachtete Alles, was hier lag,  
stand und hing, mit einer fremden Scheu.  
Die Zeichnungen, unter denen ihr Name  
stand, ihren Stickrahmen, ihren Arbeits-  
tisch, alles sahe ich in einem drohenden,  
gelben Gewitterlichte. Ich setzte mich  
scheu in die Ferne von Allem. Endlich  
trat ich durch die Glashüre in den Gar-  
ten, und ging langsam in den dunkelsten  
Theil des Parks. Ich athmete freier.  
Ein Weg leitete mich auf einen Hügel,  
auf dem ich auf einmal das ganze leuchten-  
de Sterngewölbe über mir sah. Ueber  
meinem Haupte, das ich jetzt mutig und  
stolz empor richtete, hing die strahlende  
Leier und der Schwan, rechts tiefer hinab  
strahlte der Auctur. Mit diesem einen  
Blick in die Unermesslichkeit fiel die Zent-  
nerlast von meinem Wesen. Meine Seele  
dehnte sich wieder aus. Ich breitete die  
erstarrten Schwingen des Geistes aus, und  
hob mich empor über diese kalte, erstarr-  
rende, dunkle Erde, von Wolken bedeckt,  
und

und badete mich wieder in dem belebenden  
Sonnenscheine der Unendlichkeit.

O Fördern, ich weiß nicht, ob schon  
jemand außer mir bemerkt hat, daß an  
dem Sternengewölbe des Himmels unsere  
schönsten Hoffnungen, daß an ihm unser  
Glaube an eine bessere Welt, ja der Glaub-  
e an Gott, hängt. Umgäbe eine graue  
Atmosphäre die Erde, deckte ein dunkler  
Wolkenhimmel hier rings die Erde umher  
zu, verbärge der Himmel uns Sonne,  
Mond und Sterne, schiene uns die Erde  
die ganze Schöpfung: so würde dieses enge  
karge Leben uns das ganze Dasein däumen  
und die ganze Ewigkeit.

Sieh, der Anblick der unendlichen  
Sterne, der tausend Welten, der unzähl-  
baren andern Geschöpfe, erhebt den Blick  
von diesem dunkeln, seufzervollen, kurzen  
Leben empor, zu einem höhern, bessern,  
zu Gott! Es giebt noch andere Hoffnun-  
gen, weil es noch andere Welten giebt;  
denn unsere Erde allein ist nur das Grab  
der Menschen. Der Anblick des Himmels  
mit den ewigen Sternen hat noch immer

die Wunden bedeckt, die mir das Leben schlug, gab immer meiner Seele einen Muth, die Arnseligkeiten des Lebens zu verachten, nicht zu zittern vor dem Throne eines Sultans, nicht vor seinen Säbeln, nicht vor seinen Armeen, sondern zu lächeln.

Ich ging jetzt stolz zurück, stolz und hoffnungreich. O, nun glänzte Mariens Zimmer im Schimmer der Liebe. Ich setzte mich an ihr Klavier; ich sang ihre Lieder, die aufgeschlagen da standen, und jedes Wort der Liebe, das ich sang, schien von ihren lächelnden Lippen zu kommen. Ich warf mich auf ihren Sofa; ich legte meine Lippen auf ihre Stickereien; ich zeichnete ein paar Striche von einer Schweizeraussicht, die sie angesangen hatte, und ich sprang entzückt auf, da ich auf einmal entdeckte, es war Steinen, wo ich am liebsten war.

Sie hatte bei dieser Zeichnung an mich gedacht: ein Felsen, wo ich mit ihr saß, auf der Höhe, von einem wilden Rosenstrauß beschattet, von dem man die Aussicht

hatte auf den See, war mit grossem Fleiß  
gezeichnet und allein vollendet. O meine  
Marie! rief ich. Alle die Stunden, ach,  
die glückliche Reise mit ihr, von Stanz  
nach Altorf, der Augenblick, da ich sie  
mit zitternden Armen an meine Brust em-  
por hob, und sie, die sich mit keuscher Un-  
schuld an mich schmiegte, durch den Bach  
trug; alles wurde lebendig, und ich sagte  
leise mit zärtlichen Thränen: sie ist mein!  
mein! und wäre ihr Vater der Herr der  
Erde, und wären zehn Kronen ihr Eigen-  
thum, sie wird sie lächelnd dahin werfen,  
wie Staub für den Blumenkranz der Liebe,  
den ich ihr gebe. So, unter diesen Ge-  
danken, entschlief ich. Ich war glücklich.

Am andern Morgen trafen wir uns  
früh im Garten. Sie war heute viel ein-  
facher gekleidet als gestern; ihr einziger  
Schmuck war eine solche Rose im Haar,  
als sie mir zurück gelassen hatte. Alle,  
sagte sie, hatten die Hoffnung aufgegeben,  
Sie wieder zu sehen, nur ich nicht.

O ich Undankbarer! ich hatte sie aufge-  
geben, dachte ich. Wir gingen neben eins-

ander her, schweigend und ohne alle Verlegenheit einander zulächelnd, wenn unsere Blicke sich trafen. Wir wußten gewiß, wir dachten aneinander.

Nun ißt wieder, sagte sie, als waren wir unterweges nach Altorf zu. Es ist, als wäre das gestern gewesen, und heute gingen wir weiter. Sie sann darüber nach, freundlich lächelnd. O Sie waren unser Schutzengel, tausendsach; mein Vater ist seit dem so gesund, meine Mutter — o Herr Norden, wir sind gewiß eine recht glückliche Familie, und wir verdienen es zu seyn. Mein Vater ist recht glücklich über Ihre Ankunft, er will Sie in seinem Vaterlande durch das Gezirge führen, wie Sie uns in der Schweiz geführt haben.

So gingen wir, Hand in Hand, in alter Vertraulichkeit durch den Park auf den Hügel, wo ich die Nacht gewesen war. Lächelnd sagte ich zu ihr: nennen Sie den Hügel künftig nach meinem Namen, Fräulein Marie, denn hier fand ich mich heute Nacht wieder aus einem schweren Traume.

Er heißt nach meinem Namen; denn ich habe ich ihn angelegt. Wir blieben lang auf dem Hügel, bis uns thre Schwester auffsuchte und fand.

O Jorden, ein solches Haus habe ich nachher nicht wieder gefunden, ein solches Haus voll reiner Liebe, voll wohlthuender Menschlichkeit, voll Friede und Eintracht. Auch unsers nicht, Jorden, auch unsers nicht!

Das Haus des Barons war die stille Hütte eines heiligen Patriarchen, ein Tempel des Friedens, in dem sie Alle Priester und Priesterinnen waren, die es bewohnten.

Ich blieb zwei Monate da, die glücklichsten Monate meines Lebens, und wenn mein Haus, was ich jetzt mit Dir bewohne, Jorden, ein Aufenthalt der Eintracht und Menschlichkeit ist; wenn es ist, was Du immer sagst, daß mein Herz Deine Familie besetzt, so danke es diesem Hause; denn hier erst lernte ich, wie unendlich die Liebe ist, welche Wunder die

Menschlichkeit thut und welch ein Paradies  
um den guten Menschen her entstehen  
kann.

---

Ich bin heute drausen gewesen auf  
dem Guthe des Barons. Zitternd drang  
ich in den Park, ich hörte die Stimmen  
der Geister und der Liebe, die sonst hier  
alles beseelten. Ich ging um das Schloß  
her. Ich saß lange unter dem Säulen-  
gange vor dem Hause, stützte die Stirne  
in meine Hand, und sann mit tiefem still-  
len Schmerz über das Leben, in dem die  
Menschen doch nur Traumgestalten sind,  
und wie Träume verschwinden. Ich allein  
war noch; warum denn? fragte ich mich,  
und versank in noch tiefere Schwermuth.  
Dann ging ich zu den Gräbern des Bas-  
rons und seiner Gemahlin, die noch immer  
mit Blumen von ihren dankbaren Unter-  
thanen bepflanzt werden. Es freute mich.  
Ich saß sehr lange auf ihrem Grabe und  
wiederholte mir hier meinen Traum des  
Lebens.

Mit der untergehenden Sonne kam ein Greis, der sich auf einen Stab stützte, zu den Gräbern her. Wie er mir nahe trat, hob ich auf das Geräusch die Stirne aus meiner Hand empor. Er mochte den Gram auf meinem Gesichte lesen. Haben Sie, fragte der Alte, die auch gekannt, die hier ruhen? O Herr! setzte er hinzu und wischte sich die Augen, die er unverwandt auf den Gräbern fest hielt: daß das seyn muß; daß solche Menschen auch sterben müssen! O es ist hier Vieles anders! Vieles anders! setzte er Kopfschüttelnd hinzu.

Ach Vieles anders! Vieles anders! sage ich, Jorden, und mein Herz bewegt sich in unendlichem Schmerz.

---

Hans Norden an van Jorden.

Rotenburg.

Endlich mußte ich auf meine Heimreise denken, Jorden. Wie wir Abschied nah-

men, müßte ich feierlich versprechen, das Frühjahr wieder zu kommen.

Mit der Baumblüthe, sagte der Baron. Sie standen Alle um mich her, und hatten die Hände auf meine Schultern gelegt, in einem liebenden Kranze. Mit der Baumblüthe, Freund Norden! sagte der Baron.

Ja! mit der Mandelblüthe, setzte die Mutter freundlich hinzu.

Ich weiß noch eins, was früher blüht, sagte fröhlich Julchen: wenn die Daphne blüht, Freund Norden!

Und du sagst nichts, Marie? fragte die Mutter, in der That mit dem Tone des Vorwurfs.

Liebe Mutter, sagte Julchen: Marie kann nicht vor Schmerz über sein Gehen an die Freude seines Wiederkommens denken.

Da hob Marie die thränenvollen Augen auf mich, und sagte leise, kaum hörbar: mit der Nachtigall!

Was Nachtigall! rief Julchen, mit der Kerche! das laß ich gelten.

Glaubst Du, Jorden, daß unter den liebenvollen Tönen dieser Freundschaft mein Herz von dem heißesten Schmerze, den je ein Mensch fühlte, zerrissen wurde?

O lassen Sie mich! rief ich schluchzend, sonst gehe ich gar nicht und sterbe hier in dem unendlichen Schmerze des Abschieds. Da schluchsten sie Alle; und ich riß mich los, und stürzte hinaus, und sprang auf mein Pferd und sprengte davon.

Wie ich langsamer ritt, und nach meinem Bedienten mich umsah, da hatte er Thränen in den Augen, und er sagte sich entschuldigend: das sind Engel, oder es giebt keine, keine auf Erden, keine im Himmel! Das sagte dieser harte Mensch, den ich nur bei mir hatte, weil ich mich auf seine Entschlossenheit, auf seine Ehrlichkeit, auf seinen Mut verlassen konnte. Es war als schieden mich mit jedem Schritte Gebirge, Ströme, Meere von dem Lande des Glücks; als zöge ich in eine Menschenleere Wüste.

Sch kam zu Hause an. Mein Bruder empfing mich mit seiner Liebe, mit seinem

ruhigen stillen Herzen. Während Du in der Welt herum, zu Wasser und zu Lande, einem Ideal nachsehest, lieber Hans, habe ich es hier in Ruhe gefunden. Doch das von nachher! Erst haben wir Geldsachen abzuthun. Hier sind Deine Rechnungen.

Gefunden? rief ich, Du gefunden? Und nun sprang ich an seinen Hals. Er hielt mir die Rechnungen her. Ich bitte Dich, bleib mir mit dieser Armseligkeit vom Leibe, und rede: wer ists?

Alles in der Ordnung! Du siehst Deine Rechnungen nach, unterschreibst, und dann reden wir weiter. Ich nahm die Feder, that als läse ich, und unterschrieb. Und nun, rief ich: Dein Herz her!

Er nannte mir seine Braut. Ich kannte sie nicht. Ich muß sie sehen! ich nahm meinen Hut, gab ihm seinen: Komm, führe mich, oder ich gehe allein; zögere nicht; Trödler!

Noch immer der Alte! sagte er Kopfschüttelnd, und ging mit mir. Aber Bruder, sagte er mir unterweges: ich bin ein

seliger Mensch! Seine Stimme war so zitternd, sein Auge voll einer seligen Wehmuth. Da fiel mir ein, wie selig ich seyn könnte, und meine Hoffnungen, und wie leicht sie zu Grunde gehen könnten, und ich mit ihnen. So sey Du selig, Bruder! rief ich, in schöner Liebe, und fiel um seinen Hals. Hans, sagte er: was sollen die Leute von uns glauben?

Dass wir Brüder sind; dass wir uns lieben; sagte ich, und umarmte ihn noch einmal. Thränen drangen aus meinen Augen, und auch sein Auge ward naß.

Sich, lieber Hans, fuhr er auf der zweiten Gasse fort, es ist eine sehr gute Parthei. Sie ist nicht reich; aber ein Engel, wenn das nicht gar zu poetisch klänge. Arm ist sie indeß auch nicht. Sie hat, wenn Alles gut geht —

Der Teufel! rief ich im Zorne: Bruder, ich könnte wünschen, dass alles Gold in dem tiefsten Abgrunde des Meeres läge. Du bist der großmuthigste, der beste Mensch unter der Sonne, und sprichst, als wäre Dir eine Lumpenaussteuer ans Herz ges

wachsen. Mir steht der Reichthum im Wege, wie ein unersteiglicher Berg.

Wir kamen an. O mit welcher entzückenden Freude drückte ich die neue Schwester an mein Herz! Es war ein liebes Wesen, sanft, nachgiebig, geduldig. Sie war für meinen Bruder gemacht.

Wir kamen nach Hause. Sein Herz war geöffnet, die Quellen eines bessern Lebens flossen durch seine Brust. Wo bist Du gewesen, fragte er, Wildfang?

Wie Du sagtest, meinem Ideale nachgerannt, und ich habe es gefunden! setzte ich zögernd hinzu. Ich müßte ihm erzählen, und ich erzählte mit Feuer.

Ich hoffe, das ist Dein Ernst nicht, Hans! sagte er finster. Ein Fräulein! — Nenne Du es wie Du willst, das mußt Du stehlen, rauben; auf eine ehrliche Weise kommst Du nicht dazu. Ich hätte Dich wahhaftig zu stolz dazu gehalten.

Ich erzählte ihm noch einmal mit aller Begeisterung der Liebe, was ich Dir geschrieben habe.

Aller recht schön, recht gut, so bald  
Du ein Reichsbaron wärst. Aber so,  
hoffe ich, ist es Dein Ernst nicht.

Ich saß trostlos vor ihm da; denn  
was konnte ich ihm sagen? Er hatte nicht  
Unrecht; aber ich hatte Recht, wenn über  
den Menschen eine höhere Macht waltet,  
als Gold, Sitte und Ordnung; wenn  
Harmonie der Geister, der Herzen mehr  
ist als das kalte, unmenschliche Trennen,  
das wir Rang nennen; wenn die Flamme  
der Begeisterung mehr ist, als die kalte  
Berechnung des Neukzess; wenn die Liebe  
etwas anders ist, als eine sinnliche Be-  
gierde. Er hat nicht Unrecht, wenn der  
kurze Weg von der Wiege zum Sarge,  
das Leben ist; aber ich habe Recht, ist  
dieses Leben der erste Athenzug meines  
Seyns. Er hat nicht Unrecht, so lange  
ein Seufzer der beängsteten Brust weh  
thut; denn ich muß den Kampf mit dem  
harten Geschick des Lebens kämpfen, wenn  
sie mein seyn soll. Ich muß für ihren  
Besitz dem Glücke entsagen, das aus dies-  
sem Leben hervor spricht; ich muß mich

allen verderblichen Mächten, die über den Menschen hier walten, hingeben. Das muß ich, das muß sie! so lange dieses Leben dauert, hat er nicht Unrecht; — aber ist das Herz von Staub still gestanden, hat die Brust keinen Atem mehr zu einem Seufzer, hat sich der Tod, hoch und mächtig, über mich empor gerichtet, ist die Erde verschwunden mit ihrem Glücke, ist der Schatten des Lebens verschwunden unter den Lichtstrahlen einer heiligen, eisener seligern Welt; so habe ich Recht, so habe ich ewig Recht.

Es ist alles gekommen wie er vorher sagte; das Unglück ist größer geworden, als er fürchtete, und dennoch habe ich schon jetzt Recht, ehe mein Herz stille gestanden ist; denn mir ist ja das kostlichste übrig geblieben, die ewige Trauer um die geliebte Töchter, eine ewige Liebe, eine ewige Treue, und eine große unermessliche Hoffnung im Grabe.

Ich konnte nicht mit ihm disputiren; auch hatte ich den Muth nicht dazu; denn ich hätte ja auch den Muth haben müssen,

Marken unglücklich zu machen; und für ein Lächeln von ihr hätte ich den warmen Strom des Lebens aus meinem Herzen weggeleitet. Ich schwieg. Ich war entschlossen, sie nicht zu rauben, wie er sagte. Aber sie liebte mich! O das wußte ich, das fühlte ich in meiner innersten Seele. Das war ein anderes Leben, als was er fühlte und fühlen konnte.

Ich hatte ihrem Besitz tausendmal entsagt; das Opfer achtete er nicht. Er forderte eins, was unmöglich war; ich sollte nicht allein ihrer Hand entsagen; ich sollte aufhören sie zu lieben. Und konnte ich das?

Ja, sagte er lächelnd, und stemmte triumphirend die Hand auf seine Hüfte: Du hättest sie nicht wieder sehen müssen, gar nicht. Auch wenn sie arm war, Hans, wie Du glaubst; auch wie Du Hoffnung hattest; denn kurz, sie war ein Fräulein. Wenn auch Deine Liebe rein war, so hätten die Menschen sie doch für Hochmuth gehalten.

Und wofür halten sie Deine Liebe?  
fragte ich kurz, was meinst Du? für das  
Aufwallen einer sinnlichen Lust! und woll-  
test Du darum sie fahren lassen? Er  
lächelte wieder, noch triumphirender als  
vorhin. Darüber mochte ich mit ihm  
nicht weiter streiten. Aber er hatte eine  
giftige Schlange in meine Seele geworfen.  
Ich hatte sie mit Recht wieder geseh'n;  
denn ich konnte hoffen. Jetzt aber, da  
ich nicht mehr hoffen durfte; da ich, nach  
seinem Ausdrucke, sie stehlen mußte, um  
sie mein zu nennen? Jetzt? — —

Ich versank in einen tiefen Kummer,  
den nichts, gar nichts von meiner Seele  
nehmen konnte. Zuweilen drang die Hoff-  
nung, wie ein Strahl des Lichts, durch  
meine dunkle Seele. Wie sehr wird sie  
von den Ihrigen geliebt! O sie darf es  
nur wünschen, und ihre Eltern werden sie  
mit Freude meinem Herzen übergeben.

Die Tochter eines Reichsbarons? frag-  
te mein Bruder, kennst Du die Welt so  
wenig, Hans, oder meinst Du: sie wird  
nach

nach Deinen Grillen — denn mehr ist am Ende Deine Liebe nicht. —

Ist denn Deine Liebe mehr? fragte ich.

Meine auch! zum Henker, Du siehst ja, daß meine Liebe nicht das Recht irgend eines Menschen kränkt! Sieh, ich will Dir voraus sagen, wie Alles kommen wird. Da wirst wieder hinreisen; das Mädchen, — denn was thun Mädchen nicht? — wird Dir sagen, wenn Du anders Deine Sache verstehst, und in hübschen Versen Deine Liebe erklärt, daß sie Dich liebt. Nun werdet Ihr heute mit großmuthiger Tugend einander entsagen. Es ist Pflicht! wirst Du rufen. Es ist Pflicht! wird sie rufen. Und morgen wird der Teufel desto geschäftiger seyn.

Bruder! rief ich: halt ein!

Ihr werdet die armen Eltern zu berücken suchen —

Bruder! halt ein!

Und für jede Betrügerei werdet ihr eine Beschnüfung haben, bis endlich —

Bruder! halt ein!

Bis endlich mein Bruder, bis endlich  
der edle Norden, bis endlich Du, Hans,  
wie ein gemeiner Dieb —

Ich bitte Dich, halt ein!

Wie ein gemeiner Dieb, sage ich, bei  
Nacht in das Haus seiner Freunde bricht,  
und Eltern, die ihm trauten, die Toch-  
ter —

Ich sage Dir, halt ein! Bruder!

Die Tochter aus dem Hause flieht.

Ist's nun genug?

Ein Wagen steht bereit. Der Dieb  
flieht mit seiner Beute. Er verläßt auf  
immer sein Vaterland — denn hier kannst  
Du nicht bleiben. Das Mädchen sitzt  
gleich, neben dem Sünder die Sünderin;  
denn die gräßliche Schuld ist vollbracht,  
die weibliche Zucht verlebt —

Um Gotteswillen, halt, Bruder!

Wie der Brudermörder Kain irren sie  
Beide durch die Erde, überall Fremdlinge  
ohne Namen. Denn der Entführer darf  
seinen edlen Namen nicht nennen, und sie  
muß ihren edleren verschweigen, wie ein  
Verbrechen.

Ich rathe Dir zum letztenmale, halt  
ein!

Der Anblick einer Mutter wird ihr  
Herz zerschmettern; und dann, dann wird  
sie Dich hassen, Hans, weil Du sie un-  
glücklich machtest, ohne ihr den Trost der  
Unschuld zu lassen!

Diese schrecklichen Bilder hatten mein  
Herz mit großer Gewalt ergriffen. Ich  
sprang auf, ich trat ihm mit dem bleichen  
Gesicht unter die Augen. Kalt sagte ich:  
Du hast jetzt ausgesprochen, wie stark das  
Geschick ist. Wie stark die Liebe ist, das  
hast Du vergessen. Gut denn, sagte ich  
noch kälter: so trage denn auch was die  
Liebe thun wird; denn Du hast ihr Band  
zerrissen.

Mein Bruder umarmte mich lächelnd,  
in dem Augenblick, da ich schon die kalten  
Schauer des Todes in mir fühlte. Ich  
ging schweigend von ihm.

Ich war felsenfest entschlossen, Marien  
nicht wieder zu sehen; aber eben dieser  
feste Entschluß kostete alle meine Ruhe.  
Ich saß fast immer einsam auf meinem

Zimmer, ohne an etwas Theil zu nehmen, als höchstens an dem Glücke meines Bruders. Unter seinen vielfachen Geschäften, unter den mannichfältigen Zerstreuungen und Festen, die seine Verbindung veranlaßte, vergaß er mich, und übersah den gefährlichen Zustand, in den ich gerathen war.

Der Winter war hingelaufen. Mein Bruder war glücklich. Seine junge Frau liebte ihn. Ich sah ohne Neid die Ergiebungen zweier liebenden Herzen; aber der Anblick erinnerte mich an das Glück, was ich hatte aufgeben müssen.

Ich war fest entschlossen! denn da ich an einem schönen Februarstage die Lerche zum erstenmale hörte, da fühlte ich zugleich, daß der Tod mit starker Faust die Keime meines Lebens angriff. Ich floh nach Hause, ich verschloß meine Fenster, verdunkelte mein Zimmer, und — mein Bruder triumphirte; denn er glaubte, ich studirte so fleißig.

Siehst Du! sagte er: siehst Du, Hans.

Freilich, lieber Bruder, antwortete ich  
leise und lächelnd.

Meine Schwägerin betrachtete mich  
oft mit sorgendem Nachdenken. Sie war  
es allein, die ahnte, was in mir vorging.  
Aber ich beantwortete ihre besorgten Fra-  
gen mit einem so heitern Lächeln, daß es  
sie beruhigte.

Da kam der Frühling, Jorden, die  
blühende Daphne, der Schlag der Nach-  
tigall, das Verblühen der Daphne, das  
Schweigen der Nachtigall — das Alles  
war herzerreißend. Aber mein Bruder  
sah es nicht, daß mit den herabfallenden  
Blättern der Daphne auch die Quellen  
meines Lebens vertrockneten.

Siehst Du, lieber Bruder, sagte er  
triumphirend.

Freilich, lieber Bruder, sagte ich  
freundlich.

Einen Mittag saßen wir am Tisch;  
Einer von den Gästen sagte im Gespräch  
mich ansehend, mir, der ich in tiefen Ge-  
danken an Marien war: Die Zeit der  
Nachtigall ist nun auch vorüber! Es

war mir, als hätte das Geschick, mich verhöhnen, diese Worte gerufen.

Vorüber! rief ich, Alles vorüber! und auch ich vorüber! Ich erblaßte und sank hinten über, fast ohnmächtig, an die Lehne meines Stuhls.

Mein Bruder sprang auf, und fragte, mich umfassend, mit zärtlicher Stimme, was mir fehle?

Nichts, sagte ich, als die Erfüllung aller meiner Wünsche.

Ich mußte weggebracht werden. Mein Bruder, für mich besorgt, drang mir einen Arzt auf; er hielt das, was mir fehlte, für ein zufälliges Uebelbefinden. Die Ursach errieth er nicht. Ich schwieg, denn ich wollte ihn nicht kränken; und so sank ich immer tiefer in das verhüllende heilende Grab.

---

Hans Norden an van Törben.

Rotenburg.

Ich schreibe Dir, lieber Törben, einen Brief Mariens ab, den ich gegen den Herbst erhielt. O Gott! alle Quellen des Lebens öffneten sich wieder; da ich den Namen Marie las. Ich konnte den Brief nicht lesen vor zittern und Thränen. Hier ist er:

„Die Lerche schlug, lieber Norden,  
dieses Jahr den fünften Februar zum erstenmale. Entzückende Töne! — — O warum freuete ich mich so herzlich? — — Die Daphne blühte. Meine Schwester brachte mir den ersten blühenden Zweig. Ach, längst war einer schon an meiner Brust verblüht, den niemand als ich allein gesehen hatte. — Da stand ich auf dem Hügel, den blühenden Zweig in der Hand, und schauete hinaus in die weite Ferne, und die Freude zog ein in meine Brust, auf den Tönen der Vögel, auf dem Duft der Blüthen, auf dem Hauche der mildern

Luft, und — ich dachte auch an Sie,  
mein Freund. Da fing mein Vater an:  
nun wird er bald kommen! — O warum  
müssen wir Alle Sie so lieben! — Und  
den Wolken, die von Süden nach Mit-  
ternacht zogen, gab ich meine Grüße mit."

„Und ich sah hinaus in die weite Ferne, bis die Daphne verblüht war. — Da blühte der Mandelbaum auf, und ich sah ihn mit stillen Blicken an, und da er verblühte, blühten alle Bäume auf, die ganze Natur; — Und ich sah in die weite Ferne!“

„Die Nachtigallen schlügen, und das Leben stieg aus dem Boden blühend empor. Da sah ich trauernd in die weite Ferne. O warum konnte ich mich nicht freuen? Denn wie vergänglich ist Alles, Alles! Nun liegt die heiße Gluth der Sonne auf der lehzenden Natur. Die Blumen sind dahin, der Herbst kommt, der Wald wird verstummen, die ganze Natur.“

„Mir ist nicht wohl gewesen, den ganzen Frühling. Der Arzt meint, es sey

eine Erkältung. Ach, wenn ich als ein Kind eine mit Blumen geschmückte Kinderverleiche sah, so konnte ich mich kindisch freuen, und unser alter Gärtner, der, wie Sie wissen, mich so sehr liebt, mußte dann mir zu gefallen aus dem kleinen Grabe einen Blumenhügel machen. Ich konnte mit Vergnügen daran denken, eben so wie das Kind unter Blumen zu schlafen."

„Denken Sie, Norden! Wenn ein Zufall, wenn eine Reise in die Schweiz, Sie nahe bei Rotenburg vorüber führte, und Ihnen fiel es ein, daß wir hier lebten, und Sie kämen dann und fänden — einen Blumenhügel! O warum macht mich der Gedanke so wehmüthig und so glücklich? — Dann wäre ja dieses Briefchen das letzte Lebewohl von Ihrer Freundin Marie.“

Lies auch den Zettel von Juliens Hand,  
den ich in Mariens Briefe traf. Hier  
ist er:

„Marie hat mir aufgetragen, ihr  
Briefchen zu siegeln. Ich schreibe Ihnen

auch ein paar Worte, lieber Herr Norden.  
Ach, ich will es Ihnen nur sagen, unter  
recht heissen Thränen: Marie ist sehr  
krank! Der Arzt meint dies, die Mutter,  
die fast vor Angst stirbt, das. Ich weiß  
es, was Marien fehlt. Aber ich sage es  
nicht. Ach, Herr Norden, o wenn Sie  
können, wenn Sie können! Ach, daß  
meinen Brief ja niemand sieht! Denn  
ich schreibe bei Nacht. Ich weine Tag  
und Nacht. Wenn Sie können, lieber  
Herr Norden, o — ich darf nicht reden!  
Marie ist so bleich, so bleich. O kommen  
Sie, eilen Sie! Wenn sie wüssten, Sie  
würden keinen Augenblick mehr versäumen.  
Ich habe für Marien gebetet. Ich schrei-  
be bei dem Nachtlämpchen. Wir würden  
Alle mit ihr sterben, und sie ist so freund-  
lich, so gut! Wie die Nachtigall ver-  
stummte, da sagte sie mir, und drückte  
mich so fest, so ängstlich an sich: nun will  
ich auch verstummen! Ich habe Marien  
beredet an Sie zu schreiben; ach das war  
wieder ihr erster froher Tag. Kommen  
Sie ja! Ihre Freundin. J."

Hans Norden an van Zörden.

Rotenburg.

Seit diesen Tagen sind zwei und zwanzig Jahr über diesem Haupte weggezogen, Zörden, und heute, da ich Dir diese beiden Briefe abschrieb, zersloß ich in Thränen, und schwor aufs neue Marien den Eid der unverbrüchlichsten Treue. Ich habe ihn gehalten. Die Daphne und die Lerche! weist Du nun, warum in unserm Garten die Daphne so oft steht? ich bin ein Kind; aber wenn ihr nicht seid wie die Kinder? — Läß das gut seyn! Ich habe das irrdische Glück — das irrdische nur? O Gott, ich Undankbarer! ich habe das himmlische Glück genossen. Die Trauer, die ewig mein Herz umfängt, ist das Wintergrün, womit der Glückliche im Winter sein Haupt umkränzt. Ihr haltet diese Trauer für Freude; es ist dies stille hoffnungsvolle Sehnsucht; es ist Mariens Liebe, die mich noch jetzt beglückt.

Ich hatte die Briefe gelesen; da erwachten alle meine Kräfte. Ich ließ so-

gleich Postpferde kommen; mein Bruder fragte bestürzt: Du bist außer Dir, Hans; wohin willst Du?

Wo ich längst hätte seyn sollen, rief ich und ergriff meinen Hut. Zu ihr, die mein ist, zu ihr!

Er fasste meine Hand. Ich bitte Dich, Bruder, sagte er: ich bitte Dich, überleg doch nur; Du warst entschlossen!

Das war ich! Jetzt bin ich auch entschlossen; und müßte ich mit ihr in die Hölle flüchten, so werden die Seligen sich zu uns sehnen.

Der Teufel! Hans, Du bist nicht gescheut! Du bist ein Narr! Deinen festen Entschluß! bedenke doch nur!

Ich will nichts bedenken. Mein Entschluß hat sie ans Grab geführt. Fort! sag ich! laß mich! ich muß!

Mein Bruder erhitzte sich; es gab eine warme Scene, er wendete sich von mir ab. Nun denn, sagte er, wir scheiden auf ewig. Meine Schwägerin fasste seine Hand, um sie mir zum Abschiede zu geben. Er riß sich los. Verleiße mich nicht,

rief er heftig, zu einer Unwürdigkeit! Ges trennt auf ewig, reist er.

Getrennt dann auf ewig! rief ich: denn sie ist mein! und so sprang ich in den Wagen.

Ich fuhr Tag und Nacht, so schwach ich war. Ich habe nur ein Leben zu verlieren! rief ich. Ich fuhr weiter, und kam bleich, abgezehrt, ermattet vor dem Schlosse des Barons an.

Morden! Morden! tönte es durchs Haus, und Alle stürzten sie mir entgegen, Marie geführt von ihrer Schwester, ich geführt von meinem Bedienten.

Da standen wir gegen einander über, sahen einander an, und Thränen, erleichternde Thränen rollten über unsere Wangen; man führte mich ins Haus. Ich war in der That der Kränkere; aber die Liebe that ihr Wunder an uns Beiden. Der Frühling blühte wieder in unsern Herzen und auf unsern Wangen auf. Sie lächelte mir zu, ich ihr; das war genug; wir waren glücklich!

Man machte mir Vorwürfe, daß ich ausgeblieben war; Marie und ihre Schwester nicht. Julchen ging ängstlich um mich her, wenn ich allein mit ihr war. Sie hatte mir etwas zu sagen, etwas wichtiges; ich wußt' ihr aus.

Marie blühte wieder auf wie eine Rose; der Vater merkte nichts. Die Mutter schien etwas zu merken, aber sie schwieg. Marie und ich gingen, spielten zusammen, zeichneten. Der Spätsommer sing hin, der Herbst folgte ihm.

Mir wurde sonderbar zu Muthe. Ich konnte doch nicht ganz hier bleiben. Sie dürfen nicht fort! sagte Julchen, so bald sie nur merkte, daß ich einen solchen Gedanken hatte. Sie dürfen nicht! sagte sie mit einem seltsamen Gesicht, das immer mehr erblaßte, und mit einer noch seltsameren Heftigkeit. Ich legte die Hand an die Stirn.

Darf ich mit Ihnen reden? sagte Julchen.

Mein Herz bebte; indeß lächelte ich, und sagte halb scherzend: Sie haben mir

gewiß ein großes Geheimniß anzuvor-  
trauen?

Anzuvertrauen nichts, antwortete sie;  
denn Sie wissen — hier fing sie an zu  
weinen — daß Marie, Marie Sie liebt.

Kind, ich bitte Sie, schweigen Sie.  
Wollen Sie das böse Geschick aus seinem  
Schlummer erwecken?

Nein, sagte sie erschrocken; denn mein  
Ton war heftig gewesen. Aber Sie wol-  
len wieder fort, und das sollen Sie nicht,  
— Sie sollen nicht! — Nein! Sie soll-  
len gewiß nicht, oder ich sage meiner Mu-  
tter, was ich weiß. — O Herr Norden,  
was soll aus allen dem werden? ich wollte,  
Sie redeten!

Ich stand da wie betäubt vor dem  
Kinde. Ich wußte nicht, was ich ant-  
worten sollte.

Ich weiß ja alles, Norden. Sie lies-  
ben Marie; Sie haben sie geliebt, schon  
wie wir in der Schweiz waren. Ich bin  
zwar ein Kind, Norden, aber schon da-  
mals wußte ich alles, und schwieg Mäus-  
chenstill. Denn ich hörte ja, lieber Nor-

den, wie an dem Abend, da Sie mit  
Marien von Altorf kamen, wie Marie der  
Mutter ihre Erfahrt mit Ihnen erzählte,  
und Sie tausendmal ihren Schutzengel  
nannte; und mir erzählte nachher Marie,  
— und dabei, lieber Norden, funkelte  
ihr Auge, wie sie erzählte — von der  
jungen Frau, die nach Einsiedeln wallfahr-  
tete; und Sie und Marien über fünfzig  
Jahre wieder auf den Engelberg bestellt  
hätte, um zu sehn, welches von beiden  
Paaren das treueste gewesen wäre! Und  
dann drückte sie meine Hand auf ihr  
Herz, Norden, und es pochte so unruhig  
und ich fiel ihr um den Hals und sagte:  
wenn Norden nur treu ist, dies schlagende  
Herz wird ihm treu seyn, bis es nicht  
mehr schlägt! Da sah sie mich mit gro-  
ßen trockenen Augen an, küste meine Lip-  
pen; und Thränen drängten aus den gro-  
ßen Augen; und sie faltete die Hände und  
wendete sich von mir ab.

Sehen Sie, Norden! Tausend sol-  
cher Dinge könnte ich Ihnen erzählen, wie  
Marie Sie liebt. O wenn Sie redeten!

Denn

Denn Sie wissen nicht, wie sehr meine  
Eltern Marien lieben.

Ich bleibe noch, und so lange ich bleib-  
be, liebes Gulchen, werden Sie schweigen.  
Sie sah mich an, drückte meine Hand,  
lächelte zärtlich und schwieg.

Nach ein paar Tagen war eine Verwir-  
rung in der ganzen Familie, die unglaub-  
lich groß war. Ich sah eine Aengstlichkeit  
auf allen Gesichtern; man lief zusammen,  
man verschloß sich, man flüsterte; nur  
Mariens Gesicht war ruhig, ja, es strahlte  
sogar von einer größern Heiterkeit. Ihre  
Eltern waren nicht unfreundlich gegen  
mich; aber mein Anblick schien sie doch  
verlegen zu machen.

Ich traf Marien. Liebe Marie, sagte  
ich, es geht hier etwas vor, und fast  
glaube ich, es betrifft auch mich.

Sie ergriff lächelnd meine Hand. Wenn  
ich ruhig bin, Norden, so dürfen Sie  
glauben, daß die Unruhe, die Sie bemer-  
ken, Sie nicht betrifft. Meine Eltern  
find ein wenig unruhig; sie hatten eine  
schöne Hoffnung gesäßt; diese Hoffnung

ist zerstört; aber eine neue, eine schönere Hoffnung wird ihnen dafür aufblühen; das weiß ich gewiß.

Ich erfuhr erst lange nachher die Ursach dieser Unruhe.

Den Winter vorher war die Familie des Barons ein paar Monate lang in Stuttgart gewesen; hier hatte der junge, edle und reiche Graf Seller Marien gesehen. Wer konnte sie sehen und nicht lieben? Er hatte sich um ihre Bekanntschaft beworben, er hatte einmal mit Marien getanzt, und jetzt hatte er sich schriftlich bei dem Vater um Mariens Hand beworben.

Die Mutter erhielt den Auftrag, Marten mit der Bewerbung des Grafen bekannt zu machen. Marie erblaßt, da sie das erste Wort davon hört.

Die Mutter sagte: liebes Kind, überlege ja wohl. Der Graf Seller ist, nach allen Erkundigungen, die wir eingezogen haben, einer der edelsten jungen Männer von ganz Deutschland, der Stolz einer vortrefflichen Familie. Und wenn du seine Frau wirst, so trittst du aus unserm Hause

in ein eben so edles Haus wieder. Das Alles überleg, Marie! Du kennst ihn persönlich, und mich dünkt, du hast ihn den Winter in Stuttgart ausgezeichnet. Jetzt will ich keine Antwort, Marie.

Jetzt oder morgen, antwortete Marie, oder nach Verlauf eines Jahres, noch nach zehn Jahren, Mutter! ich bin keiner andern Antwort fähig als nur Einer. Ach! ich fürchte, ich werde Sie sehr betrüben müssen.

Auch das sollst du überlegen, antwortete die Mutter; und darum will ich jetzt keine Antwort. Die Mutter wollte gehen, Marie ergriff ihre Hand, benetzte sie mit Thränen und sagte: o glauben Sie mir, theure Mutter, ich kann nur Eine Antwort geben, und diese Antwort wird uns Alle betrüben.

Uns Alle? das überlege wohl, Marie! und du wirst eine Antwort geben, die uns Alle erfreuen wird. Heute über acht Tage sollst du mir antworten.

Dies waren die Tage der Unruhe.

Nach acht Tagen ward Marie zu ihren Eltern gerufen; sie sagte zu Julchen im Weggehen: heute werde ich unglücklich werden, Julchen! denn ich werde euch Alle sehr betrüben.

Julchen, die alles weiß, umarmt ihre Schwester, und ruft: mutig! ich freue mich über die heutige Stunde, denn wenn Du Muth hast, so wird sie uns Alle, und am meisten Dich, glücklich machen. O Marie, sag frei und mutig, was in Deinem Herzen vorgeht. Ich bitte Dich, lasst Dich durch die Thränen der Eltern nicht bereden, zu Deinem Unglück ja zu sagen. Du sollst, Du mußt glücklich seyn, und ich, hier hab sie die Arme hoch empor, ich will Dein Schutzgeist seyn!

Marie ging seufzend in das Zimmer ihrer Mutter.

Ihr Vater hat ihr jetzt noch einmal den Vorschlag. Glauben Sie mir, mein Vater, sagte Marie ruhig, und mit jungfräulicher Würde, ich habe Alles sehr wohl überlegt; aber ich habe auf alle Vorschläge von der Art nur Eine Antwort zu geben.

Ich will unverheirathet bleiben! Die Mutter machte ihrer Tochter Vorstellungen. Marie antwortete sanft: es ist doch ein Fall möglich, wo diese Antwort allein den höchsten Schmerz von meinem Herzen und eine brennende Unruhe von meinem Gewissen abwenden könnte.

Von deinem Gewissen? fragte der Vater? ist's das, Marie? wirklich von deinem Gewissen?

Ich bin über diese Schwelle getreten, lieber Vater, mit dem Gelübde, was ich zuvor Gott that, Ihnen nur die reinste Wahrheit zu sagen. Glauben Sie mir, das Unglück meines Lebens achte ich nicht, aber die Unruhe meines Gewissens soll ich doch abwehren? Und wenn ich soll, so habe ich nur Eine Antwort: ich werde nie heirathen.

Hier umarmte die Mutter Marien mit Thränen in den Augen. Ach, diese Thränen fürchtete ich, sagte Marie; denn ich wußte, wie sehr ich Sie heute betrüben würde.

Die Mutter trocknete das Auge, und sagte mit einer Art von Heftigkeit: Du kamst hieher, Marie, nur die reinste Wahrheit zu sagen. So beantworte mir einige Fragen, die ich dir thun werde.

Marie setzte sich vor Mättigkeit auf den Stuhl. Diese Stunde habe ich gefürchtet, sagte sie leise; aber eine Tochter ist ihren Eltern Vertrauen schuldig. Fragen Sie!

Was war die Ursach deines Grams? kennst du die Ursach deiner Krankheit, liebe Marie?

Ja, rief sie sanft weinend, und nun zu ihrer Mutter Füßen sinkend, ich liebe! hier fuhr der Vater zurück.

Sch liebe Norden! fuhr Marie fort. Sch liebe ihn mit der ganzen Stärke meines Herzens, ich liebe ihn mit allen Kräften meines Wesens. Wie soll ich sagen, liebe Mutter? wie soll ichs beschreiben? Er ist die Lust, worin ich athme, er ersfüllt die Kraft, womit ich denke und fühle. — Ja, er war die Ursache meiner Krankheit. Wäre er nicht gekommen, Mutter,

Sie hätten mit dem fallenden Laube schon  
ihre Marie begraben.

Da beugte die Mutter ihr Haupt auf  
die Stirn der knieenden Tochter, und  
weinte laut, und der Vater bedeckte das  
Gesicht. — Weiß er, daß du ihn liebst?

O mein Vater! sagte sie; ich glaube,  
daß er es weiß, so wie ich weiß, daß er  
mich liebt. Aber gesagt hat er nie etwas.

Wie erfuhr er, daß du frank warest?  
fiel der Vater ein: denn er kam ja selbst  
frank.

Ich schrieb ihm.

Schriebst ihm? riefen beide Eltern.

Ein Abschiedswort, Vater, schrieb ich  
ihm. Sie sollen das Briefchen sehen.  
Ich glaubte, es wäre sehr wenig, was ich  
ihm schrieb; aber da er sogleich und frank  
kam, so habe ich wohl zu viel geschrieben.  
Aber des Briefs ist nicht erwähnt unter  
uns.

Warum war er nicht ohne Brief ge-  
kommen?

Das weiß ich nicht, lieber Vater. Fast  
glaube ich, weil er mich liebte, und weil

er — keine Hoffnung hatte, meine Hand zu erhalten.

Wer weiß auch? denn warum wäre er denn jetzt gekommen? Oder dein Brief hat ihm gesagt —

Hier stürzte Julchen, die in einem Neubenzimmer alles gehört hatte, herein. Sie fiel in ihres Vaters Arme. Ich war es, Vater, rief sie. Marie ist unschuldig. Ich sollte den Brief siegeln. Ich hat es. Dieselbe Nacht aber stand ich wieder auf, öffnete den Brief, und schrieb ihm: daß Marie sterben würde, wenn er nicht käme. Ich schrieb ihm, daß sie ihn liebte.

Du Kind, du Kind schreibst schon Männern von Liebe? sagte die Mutter sanft.

O, rief Julchen heftig, ich hätte noch mehr gethan; ich wäre zu Fuße nach Cassel gelaufen, um ihn zu holen, wenn Marie noch kräcker geworden wäre. Sollte ich Dich sterben lassen, meine himmlische Schwester! Die Mädchen umarmten sich.

“Du schriebst es ihm? fragte Marie.

Ich schrieb es ihm. Ich habe es ihm hier gesagt. Wußte ich denn nicht, Schwest'r, Du würdest lieber sterben als reden? Aber Gottlob! ich kann für Dich reden.

Meine Marie, sagte die Mutter, sie empor an ihre Brust ziehend: er sagte dir nie ein Wort von Liebe? Nie? gewiß nie?

Gewiß nie! o gewiß nie! O, auch weiß ich, daß er mir nie ein Wort sagen wird, und wären wir noch Jahre so zusammen, wie jetzt.

Um desto eher, Marie, müßtest du den Vorschlag annehmen vom Graf, sagte der Vater, um dich von der verderblichen Leidenschaft frei zu machen.

Verderblich? Vater, verderblich ist sie nicht! denn sie ist die reine Quelle aller meister Tugenden. Mich frei machen von der Leidenschaft? O mein Vater, wenn mein Herz still steht, dann liebe ich nicht mehr.

Hier sagte der Vater streng: was soll denn aber am Ende daraus werden? Ich bitte dich, Kind. Von jetzt an, siehst du doch wohl, muß er entfernt werden.

Hier erblaßte Julchen mehr als Marie. Marie sagte sanft: Sie wissen beser als ich, was seyn muß, was sich schickt. O legen Sie diesem Herzen auf; es soll tragen, tragen, mein Vater, bis es bricht; denn ich fühle, ich bin Ihnen Ersatz für ein Glück schuldig, was Ihnen in mir verloren geht.

Aber weg darf er nicht! flüsterte Julchen ihrer Schwester heimlich zu. Weg darf er gewiß nicht! sagte sie leise zu ihrer Mutter.

Fort muß er! meinst du nicht selbst so, liebe Marie? fragte die Mutter.

Ich kann gar nichts sagen, antwortete Marie, als daß ich fest entschlossen bin, unverheirathet zu bleiben. O mein Vater, lassen Sie mich des Glücks theilhaftig werden, das, ohne ein Verhältniß zu beleidigen, mein seyn kann.

Dein seyn kann, liebe Marie? sagte Julchen mit Schluchzen: sehn Sie nur, wie blaß sie schon wieder ist! O, rief sie, und kniete mitten ins Zimmer hin: wenn wir einst Alle an Deinem Sarge stehen,

Marie, und verzweifelnd rufen: sie lebte noch, wenn wir nicht zu hart gewesen wären; so breche der Anblick Deines erblässen Gesichts, Deiner auf ewig verschlossenen Augen, mein Herz zuerst; denn ich bin nicht hart gegen Dich gewesen!

Die Prophezeihung des Kindes, so feierlich, so drohend, auf den Knieen aussprochen, machte den stärksten Eindruck auf sie Alle. Marie war sehr heftig angesprungen. Sie wurde immer watter, sie lehnte sich auf einen Stuhl, um zu verbergen, daß sie schwankte. Julchen sah von unten das verbleichende Gesicht. Sie sprang auf; sie rief: sie stirbt schon jetzt! Und in dem Augenblick sank Marie leblos in ihre Arme.

Da war der Sieg über die liebenden Eltern erfochten. Der Vorschlag des Grafen Seller ward abgelehnt, weil Marie noch zu jung wäre. Ich sollte, unter der Bedingung, daß Marie mir durchaus ihre Leidenschaft verschwiege, die Erlaubniß haben noch zu bleiben, und mit der Nachtigall wieder zu kommen, wenn Marie,

was der Vater hoffte, mich nicht im Winter vergähe! Julchen erhielt den strengsten Befehl, mir gar keine Nachrichten mitzutheilen. Marie musste sich es von ihr versprechen lassen; und so traute man ihr.

Alles endigte sich mit schmerzlichen, aber den allerzärtlichsten Urmarmungen; das häusliche Leiden, was sonst für die meisten Herzen ein ätzendes Gift wird, ward hier ein Band der Liebe mehr, ward hier ein wehmuthiger Genuss und ein reicher Quell neuerer und geistigerer Liebe.

Ich erfuhr gar nichts; nur an Julchen sah ich ein stilles Vergnügen aus den fröhlichen Augen hervorleuchten. Ich war dort bis an das Ende des Octobers. Dann reiste ich ab. Die Eltern baten mich mit unverstelster Herzlichkeit, das Frühjahr wieder zu kommen. Julchen sagte mir leise: Merken Sie sich, Norden. Ich schreibe nicht wieder, und wenn Marie auch sterben sollte. Sie kommen, wenn nicht mit der Lerche, doch mit der Daphne.

Marie reichte mir die Hand zum Abschiede, und zwei Thränen in ihrem Auge senkten sich langsam über die schönen Wangen.

O, hätten doch Thränen eine Sprache!  
fragte Julchen.

Die Seele hat eine Sprache, lispelte Marie leise.

Das ist wahr; aber der Weg zur Seele ist einmahl Ohr und Sprache. Sie sprang an mir herauf, küste mich und sagte: daß Sie ja früher hier sind wie die Mächtigall; denn ich liebe Sie wie einen Bruder! Da errötheten wir Beide, Marie und ich; Marie bot mir die Wange zum Kuß.

O er hat mehr verdient, als die Wange, rief Julchen.

Da bot sie mir die Lippen und ich, Zorden

Hans Norden an van Torden.

Rotenburg.

Ihre Lippen hatten eine heilige und unvergängliche Flamme in meiner Seele angezündet. Ich sank zu ihren Füßen; ich war außer mir; so ganz außer mir, daß ich nicht wußte, was ich sagte, was ich that. Gulchen, zitternd und erblaßt, mußte den trunkenen, den wahnsinnigen Jüngling, der fest in den Armen der Geliebten, an ihren Lippen hing, mit Gewalt endlich fortreiben. Aber die heilige Flamme, die Mariens Kuß angezündet hatte, erlosch nie wieder in meiner Seele.

Ich schwankte durch den Park; mir war es, als folge die Erde unter meinen Schritten davon, als folge ich durch den reiten Aether, verklärt und unsterblich!

Ich kam in Cassel an. Mein Bruder war kalt, recht feindlich kalt, so viel Mühe es ihm auch machte; denn er liebte mich noch immer. Er fragte nicht, woher ich käme; er überließ seiner Frau das Gespräch und sah immer um mich weg.

Zuletzt hob er kalt an: ich habe so viele  
Geschäfte; Du würdest mir einen Gefal-  
len thun, wenn Du Dein Vermögen  
selbst besorgen wolltest.

Ich sah ihn starr an. Du willst bre-  
chen, Bruder? sag das gerade heraus!  
Du willst mit mir brechen?

Ja, nach Deiner Reise, Hans, stieß  
er heraus, so nahe es mir geht. Und  
nahe geht es mir, das mußt Du mir  
anhören.

Und Du frägst nicht einmal erst, Bru-  
der Jurist?

Er fuhr fort, ohne mich anzuhören:  
ich kann es nicht billigen, ich finde es nicht  
männlich, wenn jemand sich in einen Kreis  
drängt, wohin er nun einmal nicht gehört.  
Und Liebe, oder nicht Liebe, das heißt,  
sich zu drängen. Die Frau muß die Ehre  
von dem Manne nehmen, nicht der Mann  
von der Frau.

Ob Gott den Adel erdacht hat und die  
Standesabsonderung, sagte ich lächelnd,  
oder der Teufel? das, Bruder, weiß ich  
nicht; daß aber die Liebe in meinem Her-

zen der Edelstein des menschlichen Lebens ist, sieh, Bruder, das weiß ich gewiß; und daß die Worte; sie ist Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein! Gottes Worte sind, und also keine Ausnahmen leiden; von Gottes und der Natur wegen, das weiß ich.

Mag seyn! Darum eben! Hier sind alle Deine Papiere.

O ich war zu selig, zu selig, um mich mit irgend einem Menschen, selbst um den Himmel, zu zanken. Mariens Lippen brannten noch in meiner Seele. Läß das gut seyn! sagte ich. Wir wollen uns trennen, wie Abraham und Lot. Das Grab wird uns gewiß wieder zusammen führen, Bruder, wenn auch das Leben uns trennt. Ich liebe Dich dennoch, und werde Dich dennoch lieben, und wärst Du noch tausendmal härter gegen mich! Er antwortete nicht. Wir machten unser Geschäft ab. Ich thar mein Vermögen in die Amsterdamer Bank, um in jedem Augenblick meines Lebens Herr darüber seyn zu können.

Ich

Ich verbreitete das Gerücht: ich ginge nach Holland. Mein Bruder, um sich und mir den Abschied zu ersparen, war am Tage meiner Abreise selbst verreist.

Statt nach Holland zu gehen, ging ich in die Schweiz, und in einem der schönsten Thäler der Erde, bei Lachen am Zürcher See, kaufte ich ein reizendes Gatschen, um auf allen Nothfall einen Ort zu haben, wohin ich mit Marien fliehen könnte, wenn das Geschick es geböte. Ich suchte einen Pächter für das Gut, aus dessen Händen ich es in jedem Augenblick zurücknehmen könnte.

Ich ging nach Horden am See, um dort Vieh einzukaufen für mein Gut. Ein Knabe von sechs Jahren saß am Wege, anders gekleidet wie die Kinder der Schweizer; ein Liebesgott; so schön war das Kind. Er weinte sanft in ein kleines weißes Tüchelchen, und einige Landleute standen mitleidig umher; und da ich frage, so antwortet man mir, daß das Kind weder deutsch noch welsch rede.

Ach Gott, rief der Knabe auf holländisch, Du kennst ja unsere Not! Sie verstehn uns nicht!

Meine paar Worte holländisch, die ich in Amsterdam aufgesangen hatte, kamen mir bei dem Kinde wohl zu statten. Bei dem ersten Worte holländisch, was ich sprach, rannte der Knabe eilfertig in meine Arme, und war fast außer sich vor Freude und Schmerz. Ich konnte nichts von ihm herausbringen, als die Worte: meine Mutter! meine arme Mutter!

Auf die Frage, wo ist deine Mutter? führte er mich hundert Schritte davon in eine von den Hütten, die man zur Zeit des Fischfangs am See errichtet, von Flechtwerk mit Gras dürftig belegt.

Hier saß eine Holländerin, Jörden; Dein Weib war es, die ich hier rettete, mit vieren Deiner Kinder; und sie vergalt meine Rettung zehnfach; denn, vier Wochen darauf kamst Du, verfolgt vom bösen Geschick, arm, fast ein Bettler; aber in Deiner Brust lag der unermessliche Reichtum eines nie gebeugten Muthes, einer

Heiterkeit, die stärker war als Dein hartes  
Geschick, einer unendlichen Liebe zu den  
Deinigen. O Jördens, weisst Du, weisst  
Du noch, wie Du eintratst in mein Haus  
in Lachen, in mein Zimmer, und Deine  
frohe Augen Deine wohlgekleidete Frau  
und Kinder sahen, wie Du nicht wußtest,  
wen Du zuerst begrüßen solltest, ob Deine  
Familie oder ihren Retter? Du sankst zu  
meinen Füssen; ich hob Dich empor mit  
den Worten: Heran an mein Herz, Eh-  
renmann, wenn Sie anders Jördens, wenn  
Sie anders der Mann dieser Frau, der  
Vater dieser Kinder sind.

Jördens, da schlängen wir die Arme  
durcheinander, und Du wurdest der Freund  
meines Lebens, und unsere Freundschaft  
hat ausgehalten in Schmerz und Freude,  
im Leben und Tode.

Jördens, das war das Geheimniß,  
was ich Dir nie vertrauen wollte; Du  
kanntest mich unter dem Namen Woldemar,  
unter dem ich das Gut kaufte. Nun hatte  
ich meinen Pächter gefunden, dessen Dank-

barkeit und dessen Schutz ich im Nothfall  
Marien anvertrauen konnte. Du warst  
es, Jorden!

---

Hans Norden an van Jorden.

Rotenburg.

Wir brachten den Winter miteinander  
zu, da schlug die erste Lerche, und ich  
wurde unruhig wie der Zugvogel im Ge-  
fängniß, wenn die Zeit da ist, wo er  
nach Süden in seine wärmere, schönere  
Heimath ziehen muß. Du fragtest oft,  
was ist Ihnen, Woldemar? an jedem  
mildern Tage. Die Lerche hat mich in  
meine Heimath gerufen, antwortete ich  
sehnsuchtsvoll.

Mit dem ersten Schläge der Nachtigall  
reiste ich zu Marien. Ich traf Juls-  
chen im Hause allein; sie flog in meine  
Arme, mit einem lauten Freudengeschrei.  
Da hob sie drohend den Finger und sagte:  
wäre ich Marie, so — die Nachtigall hat  
schon geschlagen!

Sie sah mich so hoffnungreich an.  
Ich fragte nach Marien. Sie ist im Park, antwortete sie, und schauet unverwandt in die mitternächtliche Ferne, und schwellet mit ihren Seufzern die Lust und die Bäche mit ihren Thränen, und lehrt das vergeßliche Echo mit sanfter Geduld nur Einen geliebten Namen.

Und Ihre Eltern? fragte ich heiter.

Das werden Sie sehen. Ich sage Ihnen nichts. Die Frucht reift unter verschüllenden Zweigen.

Reizende Prophetin! Und sollte ich Sie auf den Dreifuß hintragen, so sollen Sie mir mein Schicksal sagen.

Wie übermuthig die Hoffnung macht!  
Norden, Norden! O wie glücklich werde ich seyn, wenn ich den schönsten Augenblick meines Lebens — fuhr sie sanft gerührt fort — von Mariens Leben sehe; aber wie eine Nachgöttin würde ich Sie verfolgen, wenn ich nicht auch sagen müßte, von Ihrem Leben! — Hm — lieber Lehrer, ich bin heraus aus meiner Periode. Wie heißt die Figur in der Veredsamkeit?

Sie sollen reden! Sie müssen reden!  
Da legte sie mir den Finger auf den Mund,  
und sagte: mein Herr, ich habe verspro-  
chen zu schweigen, und hier nehme ich das  
Gelübde des Schweigens auch Ihnen ab.  
Die süße Frucht des Glücks reift unter  
verhüllenden Blättern.

Sie nahm meinen Arm und führte  
mich in den Park, wo ihre Eltern und  
Marie waren. Man empfing mich mit  
vertraulicher Liebe. Marie blühte wie  
die schönste Blume des Paradieses. Mit  
einem himmlischen Lächeln kam sie mir ent-  
gegen, mit einer glühenden Freude der  
schönen Röthe auf dem Gesicht.

Die Mutter sagte mir sogleich: sie  
hoffte, ich würde wenigstens bis zum Spä-  
herbst bleiben.

Bis zum Herbst, Mutter, sagte Zul-  
chen, länger nicht. Die Mutter hielt ihr  
Auge auf mir fest, erst bedenklich, dann  
aber hellte sich der Blick immer mehr auf,  
und zuletzt reichte sie mir mit freundlicher  
gütiger Annuth die Hand. Der Vater

hat mich zutraulich, mich so bequem einszurichten, als ich selbst wünschte.

Ich konnte nicht antworten. Ich sah, Gulchen hatte mir die Wahrheit gesagt; ich durste hoffen. Ich stand da mit Blitzen, die in Thränen der Freude, der Dankbarkeit, der glücklichen Liebe funkelten. Ich war im Begriff, mich der Mutter zu füßen zu werfen, wenn Gulchen, die hinter der Mutter stand, nicht sehr bedeutend den Finger auf die Lippen gelegt hätte.

Sie ergriff endlich meinen Arm, drehte mich um und rief: Komm, Marie, wir müssen ihm doch zeigen, wo er wohnen soll.

Die beiden Mädchen zeigten mir nun mein Zimmer, das sie für mich geschmückt hatten. Die Wände waren mit den Aussichten der Schweiz behangen. Ein schönes Fortepiano aus England stand da, und im Nebenzimmer war eine ausgesuchte Bibliothek aufgestellt. Ich fasste Mariens Hände; ich war unaussprechlich erweicht. In Mariens Augen hingen ein paar Freu-

benthränen. Wie danke ich Ihnen, Marie? stammelte ich endlich hervor.

Am besten gar nicht! sagte Gulchen; denn Marie hat nichts bei dem Allen gethan, als gelächelt bei nassen Augen. Ich aber, mein Herr, thats, und schenke Ihnen den Dank.

Wie ist das Alles gekommen, Gulchen? rief ich, da ich das heitere Mädchen allein hatte.

Sie sind ein gefährlicher Mensch für ein Geheimniß. Sie sollen nicht fragen, und eben darum will ich Ihnen — sie setzte sich mit einer Verbeugung — alte Geschichten von meinen Vorfahren erzählen. Mein Großvater — dort hängt er — war ein harter stolzer Mann. Betrachten Sie sein Gesicht, Norden! Mein Vater war einmal auch ein junger Mensch, und liebte meine Mutter, die — sie wendete sich mit aufgehobenen Händen an das Bild ihrer Mutter — o meine Mutter! wie viel fehlt sogar noch Marien, so gut zu seyn, wie du! — Meine Mutter war ein Engel, aber sie war kein Fräulein.

Mein Grossvater, der stolze Reichsbaron,  
bewegte Himmel und Erde, um die Ver-  
bindung meiner Eltern zu trennen. Aber  
mein Vater war treu der Liebe.

Er heirathete meine Mutter, lebte mit  
ihr in Noth und Elend, und war glücklich.  
Sein Vater sprach ihn nie wieder. Das  
Einzigste, was er that, war: er nahm meis-  
nen Bruder, seinen Enkel, hieher zu sich  
und erzog ihn. Ich und Marie blieben,  
Gottlob! bei unsren frommen Eltern.  
Wir kannten nur die Armut, die Liebe  
und das Glück; den Reichthum nicht,  
nicht die Pracht, die uns jetzt umringt.  
Mein Grossvater starb, und mein Vater,  
sein Erbe, zog nun mit uns hieher. Das  
habe ich Ihnen erzählt, damit Sie nicht  
fragen sollen: Wie kam das Alles? ich  
darf Ihnen darauf nicht antworten.

Und dieser Bruder? fragte ich ers-  
chreckt.

Dieser Bruder kommt dieses Jahr im  
Spätherbst hieher zur Winterjagd. Er  
ist ein großer Jäger.

Und dieser Bruder, Gulchen? O liebste Freundin? dieser Bruder? fragte ich bestürzt.

Sie sah mich wehmüthig an. Dieser Bruder ist — mein Bruder. Mein Grossvater hat ihn erzogen. Aber Herr ist er nicht hier, mein Vater ist Herr! Sie trocknete verstohlen das Auge.

Sieh, Jorden, da stand ein neuer Felsen in meinem Wege. Aber was kann er hindern? rief ich. Ist nicht sein Vater Herr? — Ich ward ruhig; denn Marie war es.

Unsere Herzen öffneten sich immer mehr gegen einander, wir wurden immer glücklicher, immer ruhiger. Aber jetzt sah ich, welch einen mächtigen Einfluss dieser Bruder auf den Entschluß des Vaters hatte. Er hinderte jede Erklärung.

Da saß Gulchen einmal neben mir allein. Auf einmal fragte sie: welche Opfer könnten Sie wohl für Mariens Hand bringen?

Welche? Alle, die ihre regeste Phantasie erdenken könnte!

Zum Exempel, sterben? sagte sie weiter. Ohne Zweifel, denn das ist eine Kleinigkeit. Könnten Sie wohl Ihrem Namen von hinten ein paar Buchstaben anhängen, als Stern, Berg; Nordenstern, Nordenberg, statt Norden, für Mariens Glück?

Ich lächelte.

Oder von vorne? fuhr sie fort. Marie sagt: das ginge gegen Ihre Grundsätze. Das wäre lächerlich. Wenn von hinten, sagte ich, warum nicht auch von vorne? Nicht wahr, Norden? Zum Exempel, statt Norden, von Norden!

Ich schwieg verlegen.

Marie, fuhr sie fort, würde für Sie, Norden, sich tausend Leben mit Freuden nehmen lassen, und Sie? Sie stehen an? — besinnen sich? — handeln um drei elende, armselige Buchstaben? In der That, wenn ich Marie wäre, ich dürfte wahrhaftig nicht sehen, wie lange Sie sich besinnen.

Zulchen! Geben für Marien, geben?  
tausend Leben, und wieder tausend! Aber  
nehmen?

Das ist, dünkt mich, eine Prahlerei.  
Da man gerade kein Leben von Ihnen for-  
dert, bieten Sie tausend. Aber drei elen-  
de Buchstaben? O das Opfer ist zu kost-  
bar! Hier stand sie auf. Stolzer Mann!  
sagte sie, mich mit Ernst betrachtend; und  
nichts als Stolz! O Marie, Dein  
Herz hat er nicht! Du thätest für ihn  
alles; Nehmen, Geben; ohne lange zu  
fragen, und zu rechnen, und jüdisch zu  
handeln! Deine Liebe, deine heilige Lie-  
be fährt nicht bei einem Wortspiel unruhig  
auf! — Nehmen! Geben! fühlen Sie  
denn nicht, ungroßmuthiger Mann! daß  
Marie eben so viel nimmt, als Sie, und  
eben so viel giebt? Aber so sind die  
Männer, sie bieten ihr Leben großmuthig  
an, und stuzzen, wenn man das Opfer  
eines armeligen Vorurtheils von ihnen  
fordert. Oder wäre es nicht Vorurtheil?  
wäre es nicht? so lassen Sie hören!  
Gründe!

Wenn auch ich, Gulchen; aber ich habe  
einen Bruder; und dessen Herz verliere  
ich gewiß, wenn ich einwillige.

Marie gewinnt ihres Bruders fürchter-  
lichen Hass; aber sie kennt nur Ein Glück,  
sie hat nur Ein Herz, nur Einen Gedan-  
ken! O Marie, Marie! warum liebst  
du nur allein?

Ich bedeckte mein Auge. Jorden, es  
war ein Vorurtheil, das nur verächtlich  
ist, wenn die Eitelkeit den Titel sucht.  
Ich sagte ja, und fand mich erleichtert.

Ich schrieb an meinen Bruder: daß  
ich durch Umstände mich gezwungen geschn  
hätte, in Wien um die Erhebung in den  
Adelstand nachzusuchen.

Er antwortete kurz: Das war es, was  
ich voraus sagte, was ich befürchtete.  
Was helfen alle Deine Grundsätze, auf die  
Du so stolz warst? Eine verderbliche Leis-  
tenschaft wirft einen nach dem andern  
um. Ich zittere von jetzt an, Deinen  
Namen nennen zu hören; denn wer Eine  
Armseligkeit begeht, begeht sie alle, eine  
nach der andern, wie der Zufall ihm ge-

bietet. Geh, bettele an den Höfen um einen andern Namen, als den Dir Dein edler Vater, Deine Vorfahren, mit Ehre gekrönt, mit der größten Ehre eines nützlichen Lebens voll Bürgertugend, hinterließen. Du wirst Deinen Kindern nichts hinterlassen, als einen erbettelten Namen und ein Leben voll Schande. Du legst Deinen Namen ab? Gut! ich habe keinen Bruder mehr; das Einzige weiß ich mit Gewissheit. Morden.

So ist er, Jördens! das sah ich voraus. Ich trauerte um den verlorenen Bruder; aber ich hatte geschrieben. Der Baron schrieb auch nach Wien, mein Gesuch zu unterstützen, ohne daß ich es wissen sollte. Der Himmel wurde immer reiner und heller über unserm Haupte. Wir Ehoren! wir sahen den Blitz nicht, der uns zerschmetterte.

---

Hans Norden an van Zorden.

Rotenburg.

Alles ging gut, Alles! In Wien war alles eingeleitet. Der Baron erhielt Briefe von Wien, während ich mit Marien auf ihrem Hügel saß. Auf einmal hörten wir Julchens Freudengeschrei. Wir sahen sie die große Allee zu uns herlaufen; sie winkte mit ihrem Schnupftuch. Schon von unten heraus rief sie uns zu: Glück auf! Glück auf! Briefe von Wien! und gute! Sie war oben. Das Mädchen war wie begeistert, sie tanzte umher, sie schloß Marien in ihre Arme, dann mich. Will sich denn niemand mit mir freuen, ihr herzlosen Menschen? rief sie; sie steckte uns mit ihrer Freude an. Marie warf zum erstenmale ihren Arm um meinen Nacken, und ich — o Himmel, Zorden! o Entzücken ohne Maß! ich drückte sie zum erstenmal an mein schlappendes Herz, mit der Innbrunst, mit der sichern Freude eines Verlobten. Meine Geliebte! dies Wort kam zum erstenmal

mit bebenden, ungewissen Tönen von meinen Lippen. Geliebter! lispelte Marie, kaum mir hörbar, und Thränen der Freude standen in unsfern Augen.

Vist Du nun glücklich, Marie? bist Du? rief Julchen. Mein Bruder, bist Du auch glücklich? mein Bruder Norden?

Bei diesem Worte: Bruder, stieß Marie ein Freudengeschrei aus, als ob es mehr wäre, als das Wort: Geliebter. Sie umarmte ihre Schwester mit einer freudigen Dankbarkeit.

So standen wir. Julchen riss einen Blumenstock aus dem Boden — wir standen auf der Spitze eines runden Hügels — sie bezeichnete wie mit einem Zauberstäbe den Umfang des Hügels, und rief: hier stehen wir oben auf Fortunens Kugel. Man sagt: die Dame wäre wetterwendisch. Aber ich fodere sie auf, ihre Laune an uns auszulassen. Ohnmächtige! rief sie in fröhlicher Begeisterung; deine rollende Kugel steht fest, sie ist zu einem Altare der Liebe, des Glücks geworden; wirf uns herab, wenn du kannst!

Die

Die bescheidene Marie fiel in ihrer Schwester Arme, und sagte: ob Du gleich schertest, ich bitte Dich, höre auf! Du ängstigst mich mit Deiner Verwegenheit.

In demselben Augenblick näherte sich ein Bedienter, der die Botschaft eines Unglücks auf dem todtenbleichen Angesichte trug. Er rief: Marie, Julchen, Sie sollen eilen; dem Herrn ist gar nicht wohl!

Ein Todesschrecken ergriff uns; wir stürzten auf, durch den Park, in das Haus. Wir drangen ins Zimmer; der Baron lag sprachlos auf dem Bette. Der Schlag hatte ihn gerührt. Er sah uns an, er kannte uns Alle; aber die Junge war ihm gelähmt. Das Bette war rings umgeben von schluchzenden Menschen, denn alle Leute aus dem Schlosse hatten sich zu ihrem gütigen Herrn gedrängt.

Hundert Hände waren bei dem Wagen beschäftigt, der den Arzt holen sollte; er donnerte über den Hof.

Das Gerücht verbreitete sich nun im Dorfe, das Schloß war von den Landleut-

ten umringt; sie schluchzten, beteten und knieeten.

Der Kranke sah uns Alle, die wir das Bett umgaben, mit stummen, rührenden Blicken an; er hob die schwache Hand, um seine Kinder zu segnen. Diese Bewegung war höchst erschütternd, dieser Anblick der Liebe.

Nun kam endlich der Arzt. Er erklärte, mit Schonung zwar: der Baron sei in der dringendsten Gefahr. Da entstand ein so furchtbares leises Weinen im Saal und draußen vor den Thüren und Fenstern, als wäre alles Wehe des Lebens hier versammelt. Die Baronin saß ohne Bewegung, bleich und fast sterbend, in einem Sessel am Bett. Die beiden Töchter lagen vor dem Arzte auf dem Boden und umfassten seine Knieen.

Es war ein Anblick, der wie eine Feuerflamme auch die härteste Seele durchdrang.

Der Baron winkte mit der Hand; der Arzt, der am gesätesten unter uns war, fragte: wen er zu sprechen verlangte? Die

Glieder seiner Familie wurden ihm genannt; bei dem Namen, Marie, nickte er. Marie trat schwankend an sein Bett; er winkte wieder.

Hier erhob sich die Mutter mit unendlicher Stärke aus der tödtlichen Angst, die ihre Seele zerriß. Sie nahm das Wort.

Willst Du noch Einen von den Deinigen sprechen? oder Herrn Norden vielleicht? Hier nickte er. Ich trat an sein Bett. Er hob seine Hand ein wenig, ich gab ihm die Meinige. Er gab sich alle Mühe, meine und Mariens Hand zusammen zu legen. Hier stand die Mutter auf und fragte: willst Du Deinen letzten Willen etwa erklären? Verstehst Du, was ich sage? Er nickte zu Beidem. Sollen die Leute hinausgehen? er winkte, nein. Sollen sie etwa Zeugen seyn? Er nickte bejahend.

Nun fragte sie wieder: Was soll Norden und Marie? Kannst Du Deinen Wunsch nicht bezeichnen? Hier zeigte der Kranke auf seinen Trauring, und legte seine beiden Hände in einander.

Willst Du, fragte die Baronin, daß Gulchen Norden's Frau werde? Er schüttelte den Kopf, und zeigte auf Marien. Willst Du, daß sich Norden mit Marien verloben soll? Hier nickte er und lächelte freundlich.

Die Mutter legte nun Mariens Hand in meine, und sie gab uns ihren und ihres Mannes Trauring zur Bestätigung der Heier.

Hier machte der Baron die Bewegung des Schreibens. Seine Gemahlin fragte: ob es etwa sein Wille sey, daß die Verbindung seiner Tochter mit Norden gerichtlich bestätigt würde? Er nickte freundlich.

Ich und Marie knieten an seinem Bett; da erhob er mit Mühe seine Hand, legte sie erst auf Mariens, dann auf meine Stirn, und segnete uns. Die Mutter nahm alle Anwesende zu Zeugen alles dessen, was hier vorgefallen war, und bat sie, es wohl zu behalten.

Der Arzt fasste den Puls des Barons; man machte indes einen Tisch nahe am Bett zum schreiben fertig. Der Gerichts-

Halter setzte sich nieder. Machen Sie es sehr kurz, sagte der Arzt bestürzt. Der Gerichtshalter that eine Frage an den Baron. Der Baron zuckte, erblaßte, zuckte wieder, erblaßte noch mehr, und sank tiefer hintenüber. Der Arzt rieb seine Stirn. Es entstand eine furchtbare Todesstille. Der Arzt betrachtete den Kranken und rief auf einmal schluchzend: Gott tröste Sie Alle! der edelste Mensch, den die Erde trug, ist todt.

Die Baronin fiel leblos über den Leichnam ihres Mannes; Marie sank ohnmächtig in meine Arme; da entstand auf einmal ein lautes furchtbares Geschrei: Todt! todt! und ein leises noch furchtbares Gewinsel und Gewimmer in dem Saale. Die Bauern stürzten hinein und füllten ihn mit Wehgeschrei, mit lauten Klagen. Es war, als ginge die Schöpfung zu Grunde, als stürzte das ewige Gewölbe des Himmels in Trümmer, als dränge das alte Chaos, das alte Nichts, zerstörend sich in das Leben. Eine dunkle Wolke legte sich auf mein Auge, ich wußte

nicht wie mir ward. Ich riss Marien empor, ich floh mit ihr, von einer namenlosen Verzweiflung ergriffen. Schreckliche Töne des Wehes, der Verzweiflung, der Angst, drangen zernichtend in meine Seele, brachten mich zum Zittern, und verfolgten mich auf meiner Flucht. Ich tappte durch das Dunkel, das meine Augen umgab, Marien auf meiner Schulter, in den Garten. Ich legte sie sanft auf den Rasen, kniete neben sie hin, beugte mich über sie mit empor gehobenen Händen, und rief mit zitternden Tönen: hier wollen wir zusammen sterben, Geliebte!

Ich sah erschreckt umher, und erstaunte, da ich auf einmal den heitern Himmel um mich her sah, und nicht die in Träumern fallende Schöpfung. Ich mußte mich besinnen, was geschehen war. Da schlug Marie das Auge auf. Wo bin ich? sagte sie mit irren, trunkenen Blicken, welch ein schrecklicher Traum! Aber mit einem male sprang sie auf, und stürzte, ohne daß ich sie halten konnte, wieder dem Saale zu. Hier kam der Arzt ihr entgegen

mit Julchen, die sich wie ein kleines Kind von ihm an der Hand führen ließ.

Sey nur still, Marie, sagte sie mit scheuen Blicken, mit zuckenden Lippen, die lächelten, und mit gebrochenen Tönen: sey nur still, um Gotteswillen! Nach ein paar Sekunden streckte sie beide Arme hoch gen Himmel empor, und rief schrecklich: laßt mich! laßt mich! ich bin des Todes! Diese Heftigkeit erschütterte Marien. Sie fasste ihre Schwester in die Arme, sie bat sie: Julchen, o tödte mich nicht!

Ich war so ermattet, daß ich zwischen den Säulen mich auf die Stufen niedersetzen mußte. Da ließ uns die Mutter rufen.

Fassen Sie sich, sagte der Arzt, und bedenken Sie, daß Sie noch ein kostbares Leben in Gefahr bringen können, das Leben der gnädigen Frau. Da fassten sich die beiden Schwestern an und gingen langsam zu ihrer Mutter.

Diese saß in einem Stuhle; sie streckte ihren Töchtern stumm die Arme entgegen.

Laßt uns Gottes Rathschluß mit Geduld  
tragen, meine Töchter! O laßt mich doch  
ein heiteres Gesicht sehen! Er starb ja  
in Liebe, in heiliger Liebe zu uns Allen.  
O seid doch freundlich! Marie, Dulchen,  
ich bitte Euch! — Marie, seine letzte  
Handlung, sein letzter Gedanke, war ja  
dein Glück. O brecht mir das Herz nicht,  
Kinder! Komm Marie, empfange auch  
meinen Segen! Komm mein Sohn, ich  
will vollenden, was er anfang. Sie legte  
unsere Hände zusammen. O seid doch  
freundlich, laßt doch mich nur klagen!  
Kommt, wir wollen freundlich thun!

Ach Jörden, und bei diesen Worten  
brach ihr Herz fast unter der Last des Leis-  
dens.

Wir haben einen Vater verloren,  
hob sie wieder an — sie wollte nur den  
Schmerz ihrer Töchter mildern, nicht ihren  
eigenen. — Aber in derselben Stunde  
gewann ich ja einen Sohn, du, Marie,  
den Freund deines ganzen Lebens! O laßt  
uns doch glücklich seyn!

Sieh, so zermalmte hier wieder eine weiche, in Schmerz aufgeldste Phantasie mein Herz, das voller Wunden war. Ich und Marie saßen traurend bei der Mutter. Abgewendet von uns saß Julchen allein. Die Finger krampfhaft in einander geschlungen, betrachtete sie stier den Boden. Ich war es, rief sie auf einmal mit furchtbaren Tönen; ich foderte das Schicksal heraus! ich foderte Gott heraus! ich!

Ich slog auf sie zu; ich hatte alle Mühe, sie von dieser schrecklichen Idee zu befreien, die der Schmerz tief in ihre wilde Phantasie gedrückt hatte. So war es! unter den Stürmen eines wilden Schmerzes, unter den Nagen eines phantastischen Grams, war es Mitternacht geworden. Marie schlief an dem Busen ihrer Mutter ein, aber in Julchens wildestem Auge kam kein Schlaf bis spät am Morgen.

Eine Stunde Schlafs hatte mich erquickt und mir die Ruhe gegeben, der ich zum Trost der Andern bedurfte. Ich ging zu der Leiche des liebenden, guten Mens-

schen. Ich kniete an seine Seite und besetzte seine erblaßte Hand mit meinen Thränen. Die Thüre öffnete sich, und Sulhey trat in den Saal. Sie näherte sich mit stockenden Schritten. Ich befürchtete einen neuen Sturm ihres Schmerzens. Ich stand schnell auf, ihr entgegen zu gehn; sie gab mir die Hand mit einem eisigenen Ausdruck einer großen Leidenschaft. Stumm ging sie neben mir weg; stumm drückte sie den Mund auf ihres Waters kalte Lippen. Dann betrachtete sie lange das erblaßte Gesicht. Ich fürchte, sagte sie, ich werde dieses theure Gesicht doch nicht ewig vor meinen Augen fest halten. Sie betrachtete ihn noch lange, dann deckte sie mit dem Tuche die Leiche zu. Nun! sagte sie fest; dann kam sie zu mir. Norden, sagte sie und sah mich starr an: meine Mutter ist schwach — Mariens Herz wird der Gram zerstören, wenn wir nicht helfen. Was es uns Beiden auch kostet, Norden, sie muß uns lächeln sehen. Kommen Sie zu ihr! Sie wissen nicht, o Sie wissen noch nicht, wie leicht Mariens

Herz still stehen kann. Und — und —  
und — sie fasste heftig meine Hand —  
Sie wissen nicht, wie Sie geliebt sind!  
Hier fing sie an langsam in dem Zimmer  
umher zu gehen, langsam und stolz, ihre  
Brust hob sich, ihr Auge funkelte.

Sie blieb vor mir stehen und sagte  
kalt: ich sehe den Sturm voraus! ich  
wollte, Sie nahmen Marien heute noch,  
diesen Augenblick, und flöhen mit ihr,  
und verließen dieses Haus, was nun bald  
— kein Tempel der Liebe mehr seyn wird,  
sondern ein Aufenthalt des Hasses, des  
Stolzes, der Härte. Verstehen Sie mich?  
Verlassen dürfen Sie Marien nicht, was  
auch kommen kann, Norden; denn an  
Ihrem Hierseyn hängt Mariens Leben.  
Sie, Norden, gebrauchen nun Muth,  
Trotz, den ganzen Stolz des Mannes,  
um ihn dem harten Uebermuthe kalt ent-  
gegen zu setzen. Ich bin Ihre Helferin,  
Norden. Auf mich rechnen Sie! Denn  
ich habe nur mein Leben, Herz und Muth,  
Kraft und Stärke allein für Marien.  
Kommen Sie, lassen Sie uns zu ihr ge-

hen. Ich bin heiter von jetzt an; mein Schmerz mag leise an meinem Leben zehren, aber zu einem Seufzer zwingt er mich nicht; denn ich lebe nur für Marien.

Ich mußte die Stärke des jungen Mädchens bewundern. Wir gingen zu Marien. Sie saß da blaß und lächelte den Schmerz an, der an ihrem Leben nagte.

Zulchen öffnete sich den Weg in ihr Herz, mit einer so sichern Besonnenheit, als wäre sie ganz frei von Schmerz gewesen. Sie mahlte ihr die Zukunft mit so lieblichen Farben, und doch mit so matter Farben; sie umschlang gleichsam ein Todtentmahl mit einer Rosenkette. Sie verband den Tod des Vaters so künstlich mit dem Glücke der Zukunft, wie wir alle so eimüthig an seinem Grabe weinen wollten, daß sie den Schmerz Mariens nach und nach milderte und versüßte. Die Mutter kam dazu und half. Es war als ob sie Alle nur für Marien lebten, als ob Sie nur Alle Mariens Schmerz fühlten, und nicht den eigenen.

Die Mutter übergab mir noch einmal recht feierlich ihre Tochter; Marie saß wehmüthig lächelnd da. Julchen plauderte auf eine angenehme Weise fort von der glücklichen Zukunft. Sie brachte das Gespräch auf mich; und, wie ergriffen von der schönen Hoffnung der Zukunft, schlang Julchen ihre Hände um meinen Hals, und nannte mich ihren geliebten Bruder. So in ihren Armen führte sie mich zu ihrer Mutter. Die Mutter weinte lange an meiner Brust. Julchen brachte mich jetzt zu Marien und sagte: da nimm ihn, geliebte Marie, aus meinen Armen!

Jetzt überzog endlich eine schöne Rosenröthe die blassen Wangen. Sie sah mich mit holder Freundlichkeit an, schlug ihre Arme um mich, drückte ihre bebenden Lippen auf meine, und sagte: O kann mitten im tödtlichsten Schmerze eine solche Seligkeit seyn? ja Norden! ja! dies Herz hat Sie unendlich geliebt, und ich weiß, ich werde nie ein anderes Gefühl haben, als meine Liebe.

Jorden, da rang die Wonne der Himmel sich durch den Schmerz, sich durch die Zerstörung empor. Ich drückte sie an mein schlagendes Herz. Sie war mein, sie lag an meiner Brust, sie hing an meinen Lippen, und ihre Mutter segnete uns. O ist es möglich, kann das Herz diesen Grad der Seligkeit fassen, ohne still zu stehen?

Zulchens Plan war gelungen. Die Freude, die Hoffnung, die Liebe, das Entzücken mischten sich in den Schmerz Mariens und der Mutter, und auch Zulchen wurde glücklich in dem Glück ihrer Schwester. Das Leichenbegängniß des Barons erneuerte den Schmerz; aber er war milde und sanft.

---

Hans Norden an van Jorden.

Rotenburg.

Den andern Morgen früh rollte ein Wagen auf den Hof, und in den Saal trat

ein jünger Mann, den ich fogleich erkannte. Auf meiner Reise aus der Schweiz nach Schwaben komme ich in ein einzeln stehendes Posthaus und finde eben diesen jungen Mann, der hier in den Saal zu uns trat, dort in einem heftigen Zank mit der jungen Frau des Postmeisters begriffen. Der Mann war abwesend, und die Frau nur mit zwei Mägden allein zu Hause. Der Fremde hatte Pferde verlangt; die Frau sendet die Magd auf das Feld, die Pferde vom Pfluge heim zu holen. Der Fremde verlangt ausgeruhete Pferde; die Frau bedeutet ihn, daß dies eine Nebenstation sey, wo sie auf tägliche Führen nicht eingerichtet seyn könnten. Die Frau war sehr höflich und furchtsam; der Reisende desto härter und heftiger.

Ich sagte ein paar Worte dazu, weil die Furchtsamkeit der Frau und ihre Entschuldigungen ihn längst hätten besänftigen müssen.

Er sah mich stolz über die Achsel an, und fragte kurz ab und spöttisch: Was

beliebt, mein junger Herr? Ich bin gewohnt meine Sachen allein auszusechten.

Ich trete auf der Frauen Seite und die Gründe die sie sagt —

Mögen Ihnen gelten, wenn Sie fort wollen. Mir gelten sie nicht, und sollen mir nicht gelten.

Das brachte mich auf, Jorden, wie immer der ungleiche Streit des Übermuths mit der Schwäche. Ich lächelte. Sie wissen gewiß, sagte ich kalt, daß kein Mann hier im Hause war. Jetzt ist einer hier! sagte ich so forglos als möglich, ihm zwei gute Schritte näher tretend.

Hier fing mich mein Mann an von dem Kopfe bis auf die Füße zu messen. Ho! ho! rief er, Sie haben wohl Lust, den Ritter für die Dame zu machen?

Sie können erfahren, wenn Sie wollen, in welchem Grade ich den Ritter zu machen entschlossen bin.

Hier drehete er sich ganz zu mir herum. In der That, sagte er hohnlachend, ich könnte Lust bekommen es zu erfahren.

Auf

Auf der Stelle, mein Herr Prahler!  
Mein Auge funkelte in der Flamme des  
Zorns; mein Gesicht brannte.

Er wendete sich ruhig an die Post-  
meisterin und sagte: So sorgen Sie da-  
für, Madam, daß ich wenigstens so bald  
als möglich weiter komme.

Was hatte ich noch mit ihm zu thun,  
Jorden? ich foderte recht höflich auch  
Pferde, und ging hinaus an meinen Was-  
gen.

Dieser Mann trat in den Saal, wo  
ich mit der Mutter, Marien und Julchen  
war. Marie erblaßte, Julchen sah mich  
an und richtete sich stolz empor.

Es war Mariens Bruder. Er ging  
auf seine Mutter zu, küßte ihr schweigend  
die Hand, und umarmte sie dann.

Mein Sohn! sagte sie weinend —  
Liebste Mutter, beruhigen Sie sich!  
Ich habe einen edlen Vater verloren. Das  
sagte er artig genug, aber ohne alle Zei-  
chen der Theilnahme. Nun ging er auf  
Marien zu, und in dem Augenblick erblickte  
er mich. Ha! sieh da, sagte er nach einer

kleinen Pause; ich treffe Sie hier! Er bückte sich und redete Marien an. Ich sagte Gulchen ganz laut, so daß er es hören sollte: daß ich Ihren Bruder zufälliger Weise auf meiner Reise bisher getroffen hätte, ohne ihn aber zu kennen.

Ich freue mich, sagte er, sich noch einmal gegen mich bückend, daß ich die Ehre habe, Sie in meinem Hause wieder zu sehen.

Das war denn artig genug für den Anfang. Er begrüßte Gulchen. Dann kam der Gerichtshalter und fragte an: wann es ihm gefällig seyn würde, die Ceremonie der Besitzergreifung der Güter zu begehen. Er bestimmte den Nachmittag dazu.

Es war eine ängstliche Zeit, die ich, so viel sich thun ließ, mit einem freimüthigen Wesen, sogar durch eine heitere Unterhaltung mit Marien, weniger ängstlich zu machen suchte. Er wendete sich wieder an mich, nachdem der Gerichtshalter das Zimmer verlassen hatte, und hob an: ich freue mich in der That —

Du wirst dich noch mehr freuen, sagte die Mutter, wenn du hörst, mein Sohn, daß es die letzte Handlung deines sterbenden Vaters war, deine Schwester mit diesem Herrn hier zu verloben.

So? sagte er, mich jetzt mit Neugierde ansehend und zweifelhaft mitten im Zimmer stehend; etwa der Graf —

Seine Mutter fiel ihm ein: sein Name ist Norden; aus einem der reichsten Häuser in Hessen. Noch merkte er nichts; er schien bloß, seinen Streit mit mir im Posthause mit der Idee eines Schwagers ausgleichen zu wollen. Auf seinem Gesicht waren Spuren des Uebermuths, der jetzt Gelegenheit hat sich zu rächen, und Unentschlossenheit, ob er die Gelegenheit ergreifen solle.

Die drei Damen waren jetzt in die höchste Verlegenheit gerathen; denn der Augenblick der Entwicklung, und wahrscheinlich einer gewaltsamen Entwicklung, näherte sich. Fulchen heftete ihre Blicke auf mich, aber sie stand wie eine Königin.

Ich darf Sie nicht einen Augenblick länger in einem Irthume lassen, Herr Baron von Lüben, hob ich freimüthig an, der wenigstens mir den Schein geben könnte, als wäre ich einen Augenblick zweifelhaft über meine Grundsätze. Ich bin nicht von Adel.

Aber, fiel die Mutter ein: sein Adelsdiplom liegt schon in Wien.

Zulchen setzte stolz hinzu: und es hat uns Mühe gemacht, Herrn Norden nur dazu zu bereden. Seine Grundsätze —

Seine Grundsätze, sagte der Baron, sind die seinigen, und ich halte mich auf keine Weise berechtigt, mit ihm darüber zu streiten. Er wird mir dagegen erlauben, ein Familienverhältniß, was mich so nahe angeht, und dessen gesetzlicher Richter ich nach dem Tode meines Vaters bin, nach meinen Grundsätzen zu beurtheilen; und, scheinen dem Herrn Norden diese zu partheiisch, nach den Grundsätzen meines ganzen Standes. Er bückte sich gegen mich. Ich hoffe, da Herr Norden, nach dem Ausspruche meiner Mutter, ein

edler Mann ist; so wird er seine Ansprüche, wenn er je Ansprüche auf die Tochter eines Reichsbarons haben könnte, in diesem Augenblicke fahren lassen. Marie erblaßte immer mehr; Julchen trat vor. Du weißt nicht, Bruder, sagte sie, welche unaussprechliche Liebe Marie zu Nor- den fühlt, wie unaussprechlich glücklich Du sie machen kannst! Die erste Handlung als Herr hier, sey das Glück Deiner Schwester, wie es die letzte Handlung Deines Vaters war.

Er warf einen sölzen Blick auf seine Schwester. Meine erste Handlung als Herr hier, sagte er geschlossen und höflich, sey Gerechtigkeit gegen mein Haus und meinen Namen! Er bückte sich ein wenig spöttisch gegen seine Schwester.

Die Ansprüche, Herr Baron, sagte ich ruhig, die ich auf die Hand des Fräuleins mache, stützen sich auf eine Verlobung mit ihr vor den Augen Ihrer Eltern.

Wohl! wenn mein Vater länger gelebt hätte! Jetzt muß ich entscheiden, ob Sie Ansprüche auf meine Schwester haben

können, oder nicht? Und freilich sehe ich die Sache anders, als ein Sterbender, der seiner Sinne nicht mächtig war —

Mache uns nicht zu Betrügern, sagte die Mutter stolz; es war deines Vaters Wille, es war deines Vaters Hoffnung, Marien glücklich zu machen in den Armen dieses Mannes.

Er bückte sich tief gegen seine Mutter. Verzeihen Sie, meine gnädige Mutter, Sie haben Recht; ich hatte gar nicht zu beurtheilen, was mein Vater wünschte oder nicht wünschte. Aber die Verbindung meiner Schwester habe ich zu beurtheilen. Das Gesetz ist auf meiner Seite; und so lange das Gesetz auf meiner Seite ist, Herr Norden, muß auch das Recht auf meiner Seite seyn. Was haben wir überall darüber zu streiten? Sie glauben, ein Recht zu haben zu fordern, ich, abzuschlagen. Ich bin ein Reichsstand, Herr Norden; das Reichsgericht entscheidet über mein Recht und über meine Pflicht. Darf ich Sie bitten, Herr Norden, auf keinem andern Wege ihr Recht zu suchen,

als auf diesem Wege? Es entscheide zwischen mir und Ihnen! Sie sind unter meinem Dache; und so möchte ich die Pflicht der Gastfreiheit nicht gern verletzen.

Mein Sohn, darf ich dich an deine eigene Mutter erinnern?

Ich weiß, was Sie sagen wollen. Eine solche Begebenheit hat Ihnen Thränen genug gekostet; Thränen, die ich Marien durchaus ersparen will, will!

will!  
Du bist ihr Bruder, hier zwar Herr auf den Gütern deines Hauses; aber nicht Herr deiner Schwester. Ich bin ihre Mutter!

Und ich trete an die Stelle ihres Vaters! Sie sehen, meine gnädige Mutter, daß das alte Trauerspiel unserer Familie wieder anhebt. Herr Norden, ich muß Sie bitten, die Zeit zu bestimmen, wann Sie mein Haus verlassen wollen. Ich bedaure, daß ich zwischen Wünsche treten muß, welche die zu große Zärtlichkeit einer Mutter gleichsam geheiligt hat.

Aber, Herr Norden, ich trete zwischen  
diese Wünsche, mit der ganzen Macht,  
welche mir das Gesetz giebt. Sie werden  
wohl thun, für sich selbst und für Marien,  
wenn Sie alle Wünsche von dieser Art,  
zum mindesten alle Hoffnungen aufge-  
ben. Sie werden bald, und, denk' ich,  
mit einem großmuthigern Vergnügen, als  
das ist, was Sie über Ihre Verbindung  
empfunden haben, hören, daß Marie in  
einer, wenigstens gewöhnlichen, Verbin-  
dung glücklich ist.

Könnte ich solche Wünsche aufgeben,  
Herr Baron, erwiderte ich, so würde ich  
einen solchen Wunsch überall nicht gehabt  
haben. Ueber meine Hoffnungen sind Sie  
nicht Herr. Sie erlauben sich alles, was  
Sie kaum dürfen. Ich werde mir nichts  
erlauben, als was ich als ein Mann von  
Ehre gegen mein Gewissen und gegen jeden  
Mann vertheidigen kann. Ich bückte  
mich gegen ihn.

Das siehet einer Drohung fast ähnlich,  
sagte er spiz. Darf ich Sie auf Ihr Zimmer  
begleiten, meine gnädige Mutter?

Erst will ich ihm Lebewohl sagen, sagte die Mutter stolz. Dann kam sie zu mir. Mein Mann gab Ihnen seine Tochter. Ich wiederhole Ihnen dies Versprechen. Ich habe Rechte, das fühle ich, das soll mir kein Mensch abstreiten. Mariens Vater wollte es so; es ist auch mein Wille. Hier hat kein Sohn einzureden. Leben Sie wohl!

Sie umarmte mich. Ich beugte mich auf ihre Hand mit einer Empfindung ohne Gleichen, voll von Ehrfurcht, Hoffnung und Ruhe. Der Baron stand stolz da, die linke Hand auf die Hüfte gestemmt. Er fasste Mariens Hand.

Ich trat nun auf Marien zu, die er wegführen wollte. Marie, sagte ich: Sie allein können über meine Hoffnungen, über meine Ansprüche entscheiden.

Ich habe entschieden! ich bin die Ihrige! erwiederte sie mit einem furchtlosen Lächeln, mit einer Ruhe, die ich bewunderte. O ich kannte diese weiche, starke Seele noch nicht. Dann ging sie ruhig mit ihrem Bruder, der über den festen Ton, den wir Alle hatten, ein wenig ver-

legen geworden war. Julchen hüpfte zu mir, sagte im Vorübergehen leise: zu Sanger! und legte den Finger auf den Mund. Ich setzte mich zu Pferde, und nahm den Weg nach Tübingen zu Sanger, einem ehemaligen Secretair des Hauses, der sein Leben für mich und Marien gegeben hätte.

Nach einigen Tagen erhielt ich diesen Brief von Julchen.

„Die Mutter meint, lieber Norden, wir müssen der Tirannie Geduld entgegen setzen. Für mich wohl; aber Geduld doch nicht, sondern Verachtung. Aber, antwortete ich der Mutter, zwingt er Marien einen Seufzer ab, der so klein ist, daß tausend solcher Seufzer aus einem Athemzug gemacht werden könnten, Mutter, dann fasse ich, wenn es seyn muß, einen Dolch, eine Scheere, irgend ein tödtliches Eisen.

Kind, Kind, sagte meine Mutter lächelnd, wohl gar deine Brilliantnadel, wenns Noth thut.

Aber ich fühle, Norden, daß ich den  
Muth zu Allem habe!

Marie, o Marie, die setzt ihm entgegen,  
was sie Allem entgegen setzt, den Frieden  
in ihrer Brust, und die Gewißheit, die  
der Lohn ihres heiligen, reinen Herzens ist.

Ich glaubte, Norden, sie würde ver-  
gehen unter dem neuen Unglücke. Nein;  
alles was Menschen sonst beseuszen, be-  
jammern, als Trennung, Armut, Ge-  
fangenschaft, Kerten, das belächelt sie.  
Er kann mich nicht unglücklich machen,  
sagte sie: er müßte mich oder Norden  
treulos machen können.

Aber Du starbst ja fast, Marie, wie  
er den Frühling nicht kam?

Da glaubte ich vergessen zu seyn, sagte  
sie. Aber was kann jetzt mein Bruder?  
Was kann er denn? meine Hände abhals-  
ten, ihm zu schreiben, meine Augen, ihn  
zu sehen, meine Lippen, seinen Namen  
zu nennen! Das kann er. Aber wehre  
er mir an ihn zu denken, seinen Namen  
mit Sternen an den Himmel zu schreiben,

den ziehenden Wolken meine Grüße, meine  
Blicke, meine Briefe mit zu geben!

Das ist recht hübsch, lieber Norden,  
und mir treten die Thränen in die Augen,  
und die Brust ist voll von muthigem Glau-  
ben, wenn sie so redet; aber ich weiß,  
wozu die kalte, fühllose Grausamkeit des  
Menschen, der wahrhaftig nicht meiner  
Eltern Sohn seyn kann, fähig ist. Sie  
weiß nur, die liebende Heilige, was die  
Liebe kann! Und so habe ich den Schild  
für sie ergriffen und die Lanze, und hütete  
das Paradies, den Frieden des frommen  
Mädchen. Wenn der Bösewicht Gewalt  
gebraucht, warum soll der Gute nicht der  
Gewalt, der rohen Gewalt, List entgegen-  
sezten? Ich grübele darüber gar nicht;  
für Marien schaute ich mit allen Waffen,  
mit allen, und so bin ich schon halb und  
halb die Vertraute des Barons; denn  
Bruder mag ich ihn nicht nennen.

Ich ließ mich von ihm recht ordentlich  
über die Missheirath belehren, und sagte:  
ja, wenn man es so ansieht, und nickte  
mit dem Kopfe.

Er machte mir begreiflich, daß die Sache nicht anders anzusehen sey. Das fand mir an einzuleuchten.

Ein paar Tage darauf sagte ich: was wird das alles helfen? — Denn am Ende, so gut ich Norden auch bin — Du weißt wahrhaftig nicht, wie liebenswürdig er ist — will ich doch lieber Marien glücklich ohne ihn sehen, als mit ihm unglücklich; aber sie wird ihn nicht vergessen.

Er lachte. Vergessen? dafür las mich sorgen. Ihr Mädchens vergeßt nichts schneller als einen Liebhaber, wenn man euch dafür einen Freier bietet.

Hören Sie, Norden, den Wüstling?

Trallala! rief ich, und hüpfte im Zimmer umher: Nun, so will ich mich noch vor Johannis verlieben, wenn verlieben und vergessen so leicht ist. — Sehen Sie, Norden, der Mensch weiß nicht einmal, daß Liebe unter allem Vergänglichen das einzige Ewige ist. So habe ich ihn auf einem guten Wege. Ich bin halb und halb seine gute Vertraute. Ich darf schreiben, Marie nicht. Denn unsere

Domestiken sind leider verändert. Ach! an dem Tage, da sie uns verlassen mußten, wäre ich fast vor ihm hingetreten, und hätte ihm meinen Zorn und meine Verachtung ins Gesicht gedonnert, wenn ich nicht Marien bedacht hätte. Die Menschen, sagte er mir, hängen zu sehr an Euch. Ich muß Leute haben, die mir treu sind.

Der Tyrann bedenkt nicht, daß das ganze Dorf in dem Solde unserer Liebe steht; daß jeder Mensch, den ich anrufe, ein treuer Verte ist; und biete mein Bruder für meinen Brief all sein Gold, er würde ihn nicht erhalten. Er weiß nicht, daß Liebe nur Treue schafft und verdient.

Warum ich schreibe, Norden? Tübingen ist zu entfernt. Unser alter Gärtner hat in Strauchern ein Gütchen, wohin er gezogen ist. Sie wissen, wie er uns liebt, wie er Sie liebt. Zu ihm ziehen Sie. Ich habe ihm Alles, Alles gesagt.

Wenn Sie mein Leben für das Engelpaar fordern, sagte er; so bin ich bereit. Was Sie mir heißen, will ich vor

Gott schon verantworten. Ich thue es blindlings.

Dahin ziehen Sie, Norden. Das ist ein Viertelstündchen von uns. Aber halten Sie sich inne; oder noch besser, machen Sie aus sich einen jungen Gärtnerburschen. Wagen und Pferde müssen auf alle Fälle bereit seyn; denn ich glaube, der Tyrann hat Mariens Hand versprochen. Des Gärtners Enkelin ist mir treu, Sie können ihr blindlings trauen; denn es ist für Marien!

Es ist für Marien. Der Gedanke verwandelt den härtesten Mann in ein führendes Kind, giebt den Steinen Empfindung. Es ist für Marien! Da fliegen alle Menschen, und Engel leihen ihnen die Flügel. Die Natur thut Wunder für die Heilige, und nichts kann ihr schaden, sagt Greis und Kind, nicht List, nicht Hass, nicht Gif, nicht Dolch.

Nach Strauchen, Norden, und seyn Sie mit jedem Augenblick bereit!"

---

Hans Norden an van Törden.

Notenburg.

Ich zog nach Strauchen, als ein Verwandter des alten Gärtners, und seine Enkelin verbreitete die Neuigkeit, die Ankunft ihres Bettlers, im Dorfe so geschickt, und ich hatte mein Gesicht mit Mahlerei so verändert, daß mein Geheimniß nicht geahnet wär. Ein Wagen mit zwei raschen Pferden stand auf einem andern Dorfe. Alles war bereit, mit jedem Augenblick Marien der Gewalt ihres Bruders entziehen zu können.

Er hatte in der That seiner Schwester Hand einem jungen Manne zugesagt, der in der Hauptstadt der Theilnehmer seiner Ausschweifungen gewesen war. Er that nach einiger Zeit Marien diesen Vorschlag. Sie verwarf ihn so ruhig, mit einem so festen Entschluß, und setzte seinen furchtlichsten Drohungen und seinem heftigsten Zorne eine entschlossene und ruhige Geduld entgegen.

Er

Er sah, daß auf diesem Wege seiner Schwester nicht beizukommen war. Sein Freund erschien selbst; er wurde höflich empfangen, aber er sah Marien nicht anders als am Tisch.

Die Baronin machte Anstalt mit ihren Töchtern den Wittwensitz zu beziehen. Mit großer Höflichkeit willigte er ein; aber er erklärte fest und entschlossen, daß Marie durchaus bei ihm bleiben müsse.

Hieraus entstand eine heftige Scene zwischen Mutter und Sohn. Der Baron wendete die Augen voll Zorn auf Marien, betrachtete sie lange und sagte mit einem hämischen triumphirenden Lächeln: Ihr meint wunder, wie sein Ihr seyd! Er bückte sich gegen Mutter und Schwester.

Er sendete Boten mit Briefen fort; er bekam Briefe und Boten, und seine trümmphirende Mine, seine falsche Höflichkeit, die mit jedem Tage zunahm, zeigten wenigstens Gulchen mit Gewissheit, daß er einen Plan zu Mariens Verderben gesetzt hatte, und des guten Ausgangs gewiß war.

Marie lächelte dazu, und die Mutter zweifelte, daß eines Menschen Bosheit so weit gehen könnte. Julchen schrieb mir ihre Besorgnisse, und bat mich, nie eine Stunde lang abwesend zu seyn.

Endlich brachte sie das Geheimniß heraus. Der Baron hatte den Plan gemacht, seine Schwester durch Überraschung zu zwingen. Er hatte von dem Bischofe von Augsburg einen Befehl an ein nahes Kloster zu erhalten gewußt, das Fräulein von Lüben ohne alle weitere Umstände zu kopuliren, so bald ihr Bruder, der Reichsfreiherr, es für nöthig fände, von dieser bischöflichen Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Der Baron erhielt diese Erlaubniß zu einer Zeit, da eben Julchen bei ihm war. Sein Lächeln, womit er das Papier las, ward so boshaft, daß Julchen es bedeutend fand.

Hier, sagte er lächelnd zu Julchen, auf das Papier schlagend, hier ist das Mittel, dem ganzen Spiele ein Ende zu machen. Julchen that als hörte sie das

nicht; aber sie sah verstohlen in das Papier, merkte sich die Gestalt des Siegels, trieb lustige Possen, und beobachtete genau, wohin er das Papier legte.

Wie er abgerufen ward, riß sie das Papier hervor und erstarrte. Sie legte es wieder an seinen Platz und flog zu ihrer Mutter, um ihr die erschreckliche Nachricht mitzutheilen.

Wir dürfen nicht zögern, liebe Mutter, sagte sie; aber Marie darf nicht wissen, wie furchtbar nahe die Entscheidung über ihr Glück gerückt ist, aber das soll mein Triumph seyn: mein Bruder soll in seine eigene Neße fallen.

Den andern Tag fuhr der Baron aus. Der Bediente, der ihn begleitet hatte, erzählte Gulchen: ihr Bruder wäre in dem Kloster gewesen, das in der bishöflichen Erlaubniß benannt war. Er hätte lange noch mit dem Prior beim Abschiede gesredet.

Gulchen war sein genug, dem Bedienten Alles abzufragen, was er von dieser Unterredung gehöret hatte. Von einer

Verheirathung in drei Tagen war die Rede gewesen, von einem heimlichen Kommen nach dem Kloster auch. Der Prior hatte von Widersehlichkeit geredet, und der Baron hatte mit grossem Eifer geantwortet: das wird sich geben, Herr Prior!

Gulchen gab ihrer Mutter diese Nachricht, und man war entschlossen, Marien meinen Händen zu überliefern. Die Mutter fand hier nur das einzige Bedenken dabei, daß ich und Marie nicht getraut würden.

Gulchen fann ein wenig nach, und auf einmal rief sie begeistert: sie sollen im Kloster getraut werden.

Der Baron fuhr am andern Tage zu seinem Freunde, der Marien bestimmt war.

Ich erhielt eine Einladung von Gulchen, die Nacht mit Wagen und Pferden am Ausgange des Parks zu halten, und dann in den Tempel der Flora zu kommen.

Ich fuhr ab. Um zwei Uhr Morgens drang ich mit pochendem Herzen in den Park zu dem Tempel der Flora. Ich fand

ihn verschlossen. Ich setzte mich auf die Stufen, sinnend über die nahe Entscheidung, die mir unbekannt war. Da kamen sie, meine Marie, ihre Mutter und ihre Schwester; aber was soll ich denn? fragte leise Marie.

Der entscheidende Augenblick ist da, sagte Julchen; und ich trat die Stufen hinab ihnen entgegen. Julchen schob uns in den Tempel, den sie leise öffnete, und Marie sank in meine Arme.

Hier erklärte Julchen uns den ganzen Plan ihres Bruders. Aber Engel wachen über Dein Glück, setzte sie triumphirend hinzu. Ich mußte hören, was der Bruder redete, der Bediente mußte hören, und Dein Verderben wird Dein Glück. Hier ist die Erlaubniß des Bischofs. Er ließ sie liegen! Sie übergab sie mir.

Und nun, so wendete sie sich an ihre Mutter, sie müssen fort, wir müssen uns trennen!

Marie erblasste, die Mutter erblasste, wir vergossen Alle Thränen; aber es waren

Thränen des höchsten Glücks, so gerettet  
zu seyn.

Marie hing wie unaufhörlich in den  
Armen ihrer Mutter. Zulchen redete in-  
dessen mit mir von der Nolle, die ich im  
Kloster zu spielen hatte. Dann rief sie  
auf einmal, das Licht verlöschend im Tem-  
pel: Ihr müßt fort, Marie! mein theuer-  
ster Bruder!, dem ich die Seele meines  
Lebens, meine Schwester, gegeben habe;  
Ihr müßt fort. Die Morgenröthe ruft!  
Marie! die Lerche, die Freundin Deiner  
Liebe, verkündigt den Morgen! Ihr  
müßt fort! fort!

Da fuhr Marie aus den Armen ihrer  
Mutter empor und schlug die Arme um  
ihre Schwester. Ich nannte Zulchen meis-  
ten künftigen Aufenthalt, den Namen  
Woldemar, den ich angenommen hatte;  
dann stürzte ich der Mutter zu Füßen.  
Zitternd sagte sie: ich gebe Dir Marien,  
ich gebe Dir ihr Herz, das ein hartes  
Wort von Dir zerschlagen würde; ich gebe  
Dir die Seligkeit meines Lebens, ich gebe  
— sie konnte nicht mehr; sie legte die

zitternde Hand auf mein Haupt. Ich rief in schmerzender Wehmuth: Wenn Marie über mich einmal seufzt, so verwerfe Gott mich von Allen allein.

Ich habe Wort gehalten, Jördens. Hier lege ich die Hand auf mein Herz, das im Andenken an jenen Augenblick in unendlichem Schmerze zerreißt, und frage den heiligen Schatten Mariens: habe ich nicht Wort gehalten?

Marie schwankte an meinem Arme durch den Park; sie sagte kein Wort. Ich hob sie schweigend in den Wagen; und nach einer halben Stunde erst hatte sie sich so weit erholt, mich um den Zusammenhang unserer schnellen Reise fragen zu können. Ich erzählte ihr, und das zerstreute sie. So erreichten wir endlich das Kloster. Ich ließ mich bei dem Prior melden, ich überreichte ihm den Erlaubnisschein des Bischofs. Der Baron Lüben läßt sich Ihnen empfehlen, sagte ich. Gewisse Umstände haben die Ausführung seines Plans beschleunigen müssen.

Der Prior bückte sich ganz arglos, und fragte: Ist das Fräulein schon hier? Ich bejahete; und Ihr Name? fragte er weiter —

Morden.

Morden? Es war, als besonne er sich. Sind Sie denn der, mit dem das Fräulein kopulirt werden soll?

Es wundert mich, daß Sie in Zweifel darüber seyn können, Herr Prior — oder hat Ihnen der Baron den Namen genannt, der nicht mein eigentlicher ist? Ich nannte den Namen des Menschen, für den Marie bestimmt war.

Ganz recht! sagte der Mönch, also ist Morden Ihr eigentlicher Name? Aber wenn das Fräulein sich widersezt; so —

Ich fiel ein: Sie werden sie ein wenig blaß finden; sie wird Thränen vergießen; aber sie hat sich ergeben, und ich hoffe, sie wird keine ernsthafte Schwierigkeit machen.

Ich ging hinaus, Marien zu holen. Der Prior redete ihr zu; sie zerfloss in Thränen, die er für den letzten Dienst ihres

Widerstandes hielt. Wir wurden kopulirt, und unsere Reise ging nun Tag und Nacht durch Abwege bis an den Rhein. Bis Mainz ging ich zu Wasser. Hier traf ich meinen Wagen und meine Pferde; ich fuhr wiederum auf Umwegen durch das Lahngebirge nach Ems; meinen Wagen schickte ich leer nach Mannheim. Ich selbst ging mit Marien, bald zu Fuß, am linken Rheinufer, bald in einer Gondel, den Rhein hinauf. Marie war als Mann gekleidet. Von Mannheim ging ich bald zu Wasser, bald zu Lande, nach Basel; von hier drang ich durch das Gebirge, grossenthheils zu Fuß, auf großen Umwegen bis nach Lachen; und hier, hier sank ich in die treuesten Arme der Freundschaft, in Deine!

Der schöne Knabe, Jördern, den ich bei mir hatte, den ich meines Bruders Sohn nannte, von dem Du sagtest: aus seinem Gesichte blickte ein Engel hervor: das war meine Marie. Du gingst nach Holland, und da erst sing Marie an die Kleider ihres Geschlechts zu tragen.

O Jördens, Jördens! ich habe den  
Becher des höchsten Erdenglücks geleert.  
In dem schönsten Theile der Erde, unter  
den reizendsten Beschäftigungen einer leich-  
ten Haushaltung, des Landbaues, der Gär-  
nerei, abwechselnd mit Musik, Zeichnen,  
Lesen und Reisen, flohen die Monate seg-  
nend dahin. Wir erhielten Briefe von  
Mariens und Julchens Mutter, von Jul-  
chen.

Der Baron kommt nach Hause. Die  
erste Nachricht, die ihn empfängt, ist:  
dass Marie fort ist. Er stürmt zu seiner  
Mutter ins Zimmer.

Ich sehe, du weißt es schon, sagte  
die Mutter: dass Marie sich gerettet hat.  
— Willst du mich reden lassen? Marie  
erfuhr, gleichviel wie, dass sie mit Gewalt  
die Frau eines Mannes werden sollte, der  
ein verächtlicher Mensch war. Du hattest  
von dem Bischofe die Erlaubniß zu ihrer  
Trauung — erschlichen.

Wie? rief der Baron wütend, er-  
schlichen?

Willst du? Soll ich dem Bischof schreiben, daß er mir die Abschriften deiner Briefe sende? Das empörte sie; das mußte sie empören, oder sie wäre meine Tochter nicht gewesen. Da begab sie sich unter den Schutz eines Mannes, mit dem ihr Vater sie längst verlobt hatte, gegen die Gewaltthätigkeit eines Bruders, der sie verkaufen wollte.

Wohin ist sie? rief er wütend.

Meinst du, daß ich Dir es sagen würde, wenn ich es wüßte? Meinst du?

Wohin ist sie, Gulchen? rief er, und ergriff heftig des Mädchens Hand.

Ich verbiete ihr zu antworten, sagte die Mutter stolz; und bei der geringsten Gewaltthätigkeit gegen deine Schwester rufe ich den Schutz unsers großen Kaisers auf! Ich bin nicht deine Sklavin. Wenn du hier Herr bist, so bin ichs auf meinem Wittwensitz.

Wie hat sie erfahren, daß ich von dem Bischof die Erlaubniß hatte? Wie? das werde ich doch erfahren?

Ich habe über diesen Punkt nichts zu antworten.

Er stürzt hinaus, um den Vorgang zu untersuchen. Er findet den Erlaubnisschein nicht mehr; er erinnert sich, daß Dulchen gegenwärtig war, wie er das Papier bekam; er hört seine Bedienten ab über jeden kleinen Umstand; er hört Dulchens Unterredung mit dem Bedienten, über sein Gespräch mit dem Prior; er fährt ins Kloster, und hier sieht er, daß er in seine eigene Falle gefallen war. Wütend springt er in den Wagen. Sich überlistet zu sehen, entflammt seinen höchsten Zorn. Aber er will Rache; er muß sich verstellen.

Er geht lächelnd zu seiner Mutter ins Zimmer; Mutter und Tochter erblassen vor seinem Lächeln. Er reibt die Stirn, endlich sagt er trocken: Marie hat sich auf meinem Erlaubnisschein glücklich mit Morden kopuliren lassen. Nun! jetzt kann ich nichts mehr thun; ich that alles, meinem Namen diese Beschimpfung zu ersparen. Ich mag sie nicht wieder sehen, und ihr

Mann hütet sich ja vor meinen Augen zu erscheinen! Aber setzte er mit einem launten Gelächter hinzu, soll ich dort die Schauspielerin da, die mich überlistete, die mir meinen Schein aus der Hand spielte — soll ich Dich hassen, oder bewundern, Gulchen?

Aber er überlistete Gulchen nicht; sie zitterte vor seinem Lächeln, sie erblasste vor seinem Lobe.

Er reiste ab; er folgte mit seinem Freunde unserer Spur; aber er verlor sie bald. Er reiste nach Cassel. Dort, glaubte er, müsse man meinen Aufenthalt wissen. Er läßt in dem Hause meines Bruders horchen, und erfährt nichts. Dann reicht er eine Klage gegen mich ein, und bittet, meinen Bruder anzuhalten, daß er aussage, wo ich sey.

Mein Bruder fährt wild auf, da er die Abschrift der Klage in seiner Hand hält; da er liest: sein Bruder sey der Verführer eines tugendhaften Mädchens, und ihr Entführer aus dem väterlichen Hause. Er wird zwar losgesprochen; aber

eine Zeitsang bleibt der Verdacht auf ihm hängen, er kenne den Aufenthaltsort seines Bruders. Sieh, Löden, das müste uns auf immer entzweien.

Der Baron reist noch wütender zurück, daß alle seine Mühe umsonst ist; aber er giebt die Hoffnung nicht auf, meinen Wohnort zu erfahren. Er bittet seine Mutter beinahe kindlich, bei ihm zu bleiben. Ach, es ist seine Mutter, die er bittet. Sie bleibt und Gulchen mit ihr.

Er beobachtet Mutter und Schwester genau; jeder Zettel, den sie schreiben, kommt in seine Hände, ehe er abgeht; aber nie sieht er einen Brief an Marien. Und doch weiß er, daß sie schreiben, daß sie Briefe erhalten; denn er sieht aus der freudigen Begeisterung seiner Mutter und Gulchens sogar, daß Marie glücklich ist. Nun wirft er die Maske der Höflichkeit von sich; er fängt aufs neue an zu drohen, und seine Mutter reist nun wirklich nach ihren Wittwensitz, einige Meilen von ihm, ab. Auch hier beobachtete er sie unablässig. Die Mutter wird die geliebte Tochter doch

sehen wollen, denkt er; und sie machen keine Spazierfahrt, die ihn nicht beunruhigt, wo er nicht von der liebsten Beschäftigung abbricht, um sie zu verfolgen. Er wußte nicht, daß die Liebe eben so thätig ist, als die Bosheit. Wir waren dreimal bei seiner Mutter.

Einen Morgen führte ich Marien, ihren Sohn trug ich, an den Wagen. Wir wollen nach Schwaben, Marie! Deine Mutter muß ihren Enkel segnen. Mit einem Freudengeschrei sprang sie hoch empor, und dann in meine Arme. O ist es wahr? Ist es möglich? rief sie und streckte ihre Hände nach der geliebten Gegend aus. O sie saß da im Wagen, ein Bild der schweigenden Entzückung. Wir gingen nach Stuttgart zu der Huldigungsfeier des neuen Herzogs.

Wie sie die Thürme von Stuttgart erblickte, da schlug die Brust der Tochter und der Schwester hoch empor. Alles war verabredet. Wir konnten nicht entdeckt werden. Wir wohnten in dem Seitengebäude eines Hauses, wo Mariens

Mutter ihr Absteigequartier seit vielen Jahren hatte. Die Besitzerin des Hauses war eine Wittwe und der Baronin unbeschreiblich ergeben. Sie allein wußte um das Geheimniß. Wir kamen Morgens früh vor Tage an. Sulchen führte ihre Mutter, die von nichts wußte, in unser Zimmer. Marie erblickte sie, und das schöne, junge, blühende, glückliche Weib lag knieend vor ihr. Marie! rief die Mutter, und sank in die ausgebreiteten Arme der Tochter, und nun die Schwester, und nun ich, und nun der Enkel.

O Woane des Lebens, du wohnst doch nur in Herzen voll Liebe, in Augen voll Thränen, auf Lippen, von denen die heiligen Namen, Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Sohn, Tochter und Freund strömen! Auf dem Throne wohnt nur das Verlangen, die ungestillte Begierde, nicht der Genuß, nicht die Seligkeit!

---

Hans

Hans Norben an van Jorden.

Rotenburg.

Einen Monat lang lebten wir in Stuttgart zusammen. Der Baron war mehrere male in unserm Hause; aber er vermutete unser Daseyn nicht.

Zulchen war Braut. Ich zitterte vor der Entdeckung unsers Geheimnisses; aber sie verschwieg es ihrem Verlobten. Ich müßte ihn hassen, sagte sie, wenn er Dich nicht mehr liebte, als mich, Marie, so bald er Dich sähe! O wie glücklich waren wir!

Wir waren es noch zweimal. Da starb die Mutter, und es schien, als wäre diese fromme Frau der Schutzgeist unsers Glücks gewesen. Mit ihrem Leben verschwand unser Glück. Zulchen war bei dem Tode ihrer Mutter nicht in Deutschland. Der Baron war allein gegenwärtig. Er durchsuchte mit aller Sorgfalt die Papiere seiner Mutter, und fand nichts als einen kleinen Zettel von Mariens Hand, der nicht zer-

nichtet war, und auf dem die Namen,  
Lachen und Zürich, vorkamen.

O ist denn der Haß des Menschen  
ewig, wie seine Liebe? Diese beiden Na-  
men gaben seinem Hasse ein grausames  
Licht. Er reist in die Schweiz, kommt  
nach Zürich, nach Lachen. Er schleicht um  
die Wohnung des Glücks, des Friedens  
her, wie ein böser Geist, der nichts kann  
als verderben.

Der Gesandte in der Schweiz wirkt  
ihm einen Verhaftsbefehl aus, seine ent-  
führte Schwester mit sich nehmen zu dür-  
fen. Ein Zufall begünstigt seinen Betrug.  
Wir hatten keinen Schein über unsere Po-  
pulation. Ich war zu eilig, ihn ausschlie-  
ßen zu lassen. Mariens Mutter hatte ihn  
bekommen, und er war mit ihren Papier-  
en in des Barons Hände gefallen.

Ich — — kein Engel warnte mich,  
keine Ahnung! O, ist denn der Mensch  
den Bösen ganz hilflos übergeben? — —

— — Ich gehe mit meinem neunjährigen  
Sohn durch die Mark nach Einsiedeln, von  
da nach Schwyz und Brunnen, um ihn

die Reise machen zu lassen, auf der ich seine Mutter kennen lernte. Diesen Zeitpunkt nimmt der Unmensch wahr, und bricht in Begleitung einer obrigkeitlichen Person in meine Wohnung. Er tritt zu Marien ins Zimmer. Sie sitzt, mit ihrer Tochter am Busen, ruhig da, und träumt von mir.

Marie erblaßt, da sie ihren Bruder erkennt. O mein Bruder! rast sie aufschreiend. Der Bruder wirft nur einen ernsthaften Blick auf seine Schwester, und dann winkt er dem Bevollmächtigten. Der Schweizer betrachtet das junge reizende Weib mit Mitleiden und Bewunderung lange, ehe er anhebt zu reden. Sie gestehen also, daß dieser Herr ihr Bruder ist? Sind Sie ein gebornes Fräulein von Löben? Sie antwortet ängstlich, ja. Sie sind entflohen aus dem väterlichen Hause?

Ein furchtbares Ja ist wieder ihre Antwort. Aber, sagt sie hinzu: ich entflohn der Gewaltthätigkeit meines Bruders. Ich entflohn mit meinem jetzigen Manne,

mit dem ich nach dem Willen meiner Eltern verlobt war. Der Bevollmächtigte warf einen Blick auf den Baron, der sagte: man hilft sich so gut man kann. In desj die Beweise davon dürfen meiner Schwester nicht fehlen. Sie sagt, mit ihrem jetzigen Mann? Ich läugne die Trauung; denn wer würde es gewagt haben, sie zu trauen? Der Schweizer sieht Marien an, und sagt sanft: Sie haben ohne Zweifel Beweise? Hier hebt Marie sich empor; sie neunt das Kloster, wo sie getraut ist; sie beruft sich auf einen Erlaubnißschein des Bischofs, worauf man sie getraut habe; sie erzählt einzelne Umstände; sie redet mit der siegenden Gewalt der Unschuld und der Wahrheit. Ihre Worte rühren des Schweizers Herz, ihre Thränen erweichen seine Seele, ihre Beterungen machen aus ihrem Richter ihren Anwalt und Beschützer.

Der Schweizer sagt mit großem Ernst zu dem Baron: ich habe Lust so lange das für Wahrheit zu halten, bis sie bestimmt erweisen, daß es Unwahrheit ist. Herr

Woldemar und Ihre Schwester, Frau Woldemar, haben hier in Lachen und in der ganzen Gegend einen so unzweideutigen Ruf der Nedlichkeit, daß nur die sogenendste Wahrheit mich zwingen wird, sie aufzuopfern, mein Herr Baron!

Woldemar? Die erste Unwahrheit! Der Mann dieser jungen Frau heißt Norden. Ich hoffe sie wird wenigstens das eingestehen. Marie gestand es, und der Bevollmächtigte schüttelte unmuthig den Kopf.

Die Lüge, fuhr der Baron fort, erhält durch das Alter oft den unschuldigen Schein der Wahrheit. Das Märchen, das sie von meiner Schwester haben erzählen hören, ist schon zehn Jahr alt, aber nichts desto weniger ein Märchen, worauf ich vorbereitet war.

Er übergab dem Bevollmächtigten eine Versicherung des Bischofs, daß er nie dem benannten Kloster eine Erlaubniß gegeben, das Fräulein Lüben und einen gewissen Norden zu kopuliren.

Der Bevollmächtigte sah über das Papier weg, Marien mit gerunzelter Stirn an, und sagte: Frau Woldemar, Ihre Sache steht übel! Das geht mir nahe. — Hier wurde Marie verwirrt. Sie gestand, daß die Erlaubniß des Bischofs sich nicht eigentlich auf sie und ihren Mann bezogen hätte.

Der Baron lächelte und der Schweizer zog die Stirn noch krauser. Er fragte: sind Sie denn wirklich kopulirt? Dann fragte er nach dem Traufchein. Der fehlte auch. Marie wurde immer ängstlicher, da sie mit nichts die Wahrheit ihrer Aussage belegen konnte.

Schon das Gefühl, vor dem Auge eines Richters halb schuldig stehen zu müssen, preßte ihr zartes Herz und ihre feine Empfindung der Weiblichkeit; das Kopfeschützeln des Richters schien sie für schuldig zu erklären. Sie brach in einen Strom von Thränen aus.

Hier zog der Baron ein Zeugniß des Klosters hervor: daß in den Kirchenbüchern desselben nicht ein Wort über eine

Kopulation zwischen einem Fräulein von  
Lüben und einem Herrn Norden sich vor-  
fände.

Auch das war richtig. Der Prior,  
der uns kopulirte, hielt sich an den Befehl  
des Bischofs. Nach der Trauung erfuhr  
er, daß wir Protestanten waren. Er  
hatte von dem Baron gehört, daß das  
Fräulein nicht in diese Verbindung willigen  
wollte. Er sah nach der Kopulation unser  
Entzücken, die Seligkeit des Himmels in  
unsern Augen, und unser Vertrauen, das  
keinem Blicke entgehen konnte. Unsere  
Angstlichkeit jetzt fiel ihm auf, unsere  
Eile, und der Weg, den wir nahmen,  
noch mehr. Der Prior hatte auch von  
einem Geliebten des Fräuleins gehört;  
ihm ward vor dem mächtigen Bischof han-  
ge; er zögerte mit der Eintragung der Ko-  
pulation ins Kirchenbuch, bis er nähere  
Nachrichten haben würde.

Er hörte von dem Baron nachher,  
wie er getäuscht war, und gestand dem Bas-  
ron, daß er den Fall nicht ins Kirchenbuch  
eingetragen hatte.

Der Baron fand das sehr vorsichtig.  
Und so konnte man ihm im Kloster das  
Zeugniß, welches Marien so hart beschluß-  
digte, mit gutem Gewissen aussstellen.  
Der Prior, der die Trauung verrichtet  
hatte, war todt; die Mutter Mariens war  
todt; Mariens Schwester nicht in Deutsch-  
land, und sie, die unglückliche Marie,  
stand vor einem edlen Manne als eine  
Schuldige da.

Ich begreife in der That nicht, sagte  
der Schweizer mit einem durchborenden  
Blicke zu Marien: wie auf der Seite Ih-  
res Bruders alles wahr, und auf Ihrer  
Seite alles falsch ist. Ich beschwöre Sie,  
Frau Woldemar, zu sagen, was wahrhaft  
wahr ist. Marie erblaßte, aber sie erhob  
sich mit Würde und Stolz empor und  
sagte: ich bin unschuldig. Bei dem Heil  
dieses Kindes — sie legte mit funkelnden  
Augen ihre Hand auf das Haupt des Kin-  
des — ich bin unschuldig. Wenn Sie  
dem Menschen nicht glauben wollen, so  
glauben Sie der Mutter!

Diese Sprache erschütterte den Schweizer, und der Baron erröthete. Der Richter sah ihn unverwandt an; aber der Baron gab weiter kein Zeichen der Unruhe von sich. Nach einer langen Pause drang der Baron auf eine Entscheidung.

Mit finsterer Stirn sagte der Schweizer, bei jedem Sache innehaltend, um Marien Zeit zum antworten zu lassen: Sie haben also den Namen Woldemar angenommen? — Sie sind also wirklich entführt? — Sie können also Ihre Verheirathung nicht erweisen? — Marie stand edel stolz da, und antwortete auf keine seiner Fragen. Da sprach der Richter das Urtheil: daß er sie ihrem Bruder nicht vorenthalten könne. Er schwieg hier lange, um ihr Zeit zu lassen, von diesem Urtheil bis etwa auf die Rückkunst ihres Mannes zu appelliren. Er ließ sogar ein Wort von einer Appellation fallen. Der Baron aber ergriff Mariens Hand. Liebe Marie! sagte er, ich bin ja Dein Bruder und nicht Dein Feind. Es wird sich ja Alles machen lassen.

Marie hatte von alledem nichts mehr gehört. Sie dachte an den Augenblick, da ich zurückkommen und sie nicht finden würde. Sie sah sich schon auf ewig von mir getrennt; ein tödtlicher Frost zuckte durch ihr Leben. Sie hörte nicht, daß der Richter sie bat, sich in die Umstände zu fügen; sie hörte nicht, daß ihr Bruder ihr die hoffnungsreichsten Versprechungen machte, daß er zu dem Schweizer mit einer angenommenen Treuherzigkeit sagte, wie im Vertrauen: Es ist unsere Absicht nicht, meine Schwester von dem Manne zu trennen, der uns Alle unglücklich gemacht hat; es ist unsere Absicht vielmehr nur, eine Verbindung geschäftlich zu machen, die jetzt meinen Namen mit Schande bedeckt.

Der Schweizer glaubte den Versicherungen eines Bruders, und so führte er Marien, nachdem sie mir ein paar Worte geschrieben hatte, oder, er trug sie vielmehr, in den Wagen.

Sie hatte das bleiche Gesicht auf die Brust ihres schlummernden Kindes gelegt.

Sie wendete noch einmal das erloschene Auge auf das Haus, den Tempel ihres Glücks; der leise Seufzer, den sie aus den blassen Lippen hervorhauchte, zerriss die festesten Fasern ihres Lebens.

Sie fuhren ab, so schnell es gehen konnte, nach Deutschland.

Der Schrecken, die Angst, der Schmerz, die boshaftes lächelnde Kälte ihres Bruders, die Sorge für mich, ob ich nicht vielleicht schon ein Opfer seiner Mache geworden sey, diese fürchterliche zerstörende Sorge, die ein grausames Lächeln und ein hartnäckiges Schweigen auf alle ihre Fragen um mich, bestätigte, sehr schlechtes und kaltes Wetter, griffen ihre Gesundheit in den feinsten Quellen an. Marie musste, weil der Wagen brach, einmal mehrere Stunden in dem heftigsten Regen stehen, und der Barbar — o der unmenschliche Barbar! — fuhr weiter; ob sie gleich sich beklagte, daß ihr gar nicht wohl sey. Sie kam sterbenskrank schon auf seinem Gute an.

Ihr Bruder gab ihr eine alte, fremde  
Frau zur Aufseherin, die den Befehl hatte,  
sie unter keinem Vorwande zu verlassen,  
und ihr nie zu erlauben zu schreiben.

Marie erwartete mit jedem Augenblicke  
mich zu sehen, und ich, ich komme nicht.  
Sie sagt es ihrem Bruder; er hat die  
Grausamkeit ihr zu antworten: auf den  
höfsst Du vergebens!

Da durchfahrt auf einmal der Dolch  
des Todes sie; denn sie denkt: ich sey er-  
mordet!

Jorden! Da. — Sie starb. —

---

Hans Norden an van Jorden.

Rotenburg.

O ihr hülfreichen Mächte des Himmels,  
mußte das so seyn? Sie starb vor Gram,  
aus Liebe, an ihrem treuen Herzen!

Ich saß im Kloster Engelberg, in eben  
dem Hause, wo ich mit Marien vor dreis-

zehn Jahren gesessen hatte, da saß ich jetzt  
— an dem Sterbebette meines Sohnes.  
Ich schrie von hier Marien, daß ich  
meine Neise noch um einen Monat ver-  
längert hätte, da der Knabe Lust bezogte,  
auf den Gotthard dem Himmel näher zu  
stehen. Der Tod kämpfte vier lange uns-  
glückliche Wochen mit der festen Gesund-  
heit des Kindes; dann starb er. Grüße  
Marien, Vater! sagte er; und verschlossen  
war sein Mund, sein schöner Mund, auf  
ewig.

Drei Tage saß ich an der schönen Leis-  
che, und hoffte und betete um ein Wun-  
der; dann begrub ich ihn auf dem Engel-  
berge, an der Stelle, wo ich mit Ma-  
rien gesessen hatte. Ich taumelte in der  
Macht, in der schrecklichen Macht der Ver-  
zweiflung, des Todes, ach, des Schmer-  
zens, der ihre Mutterbrust zerschneiden  
würde, über die Gebirge nach Hause. Da  
trat ich auf den letzten Hügel; da sah ich  
von ferne die rothen Dächer von Lachen.  
Ein Todesschauer überließ mich. Da er-  
kannte ich mein Haus. Ich rief zitternd

und schlug die Hände zusammen: Welch einen Schmerz werde ich Dir bringen, Marie! Mutter, unglückliche Mutter! O, rief ich und fiel auf die Knie: o, ihr Mächte des Himmels, lehrt mich ein Wunder, o, thut ein Wunder, diesen Schmerz vor der schönen Seele leise vorüber zu führen! O, hier will ich knieen im Sommer, im Winter, bis meine Thränen den Himmel in Mitleid verschmelzen.

Ich betete, Iorden, und ihr Schutzgeist hatte mein Gebet schon erfüllt. Der triumphirende Geist des Sohnes kam der heiligen Seele der Mutter in den Gefilden des ewigen Friedens schon froh entgegen. Auf mein Haupt hatte das Geschick seine Pfeile gerichtet, die Ulze nach meiner Seele. Ich musste alle Schmerzen allein tragen. Ich stand schon da, wo ich für Andere betete, ganz verlassen da. Ich ging hinab, ich schlich mich leise durch den Garten, leise an das Haus. Ich bebte, ich war wie zerstücktet. Schwerer, lispelte ich leise, kann der Himmel kein Herz verwunden.

Ich sah niemanden. Ich hatte den Mut nicht, die Thüre zu öffnen. Endlich kam mein alter Knecht. Wie er mich sah, fuhr er zurück und stieß ein lautes, schmerzliches Ach aus.

Ist sie wohl? fragte ich leise. Er schüttelte wehmüthig den Kopf. Ich stürze ins Haus, ins Zimmer; ich sehe niemanden. Mit abgebrochenen Worten erzählte mir mein Alter die Begebenheit; es war acht Wochen her.

Ich lief in der Nacht zu dem Richter, der die Untersuchung gehabt hatte. Ich schrie ihn aus dem Schlafe.

Er erzählte mir mit bedauerndem Mitleiden den ganzen Vorfall. Ich sah ihn starr an. Ein paar Thränen strotzen in meinem gläsernen Auge. Ich erwiederte kein Wort, keine Silbe. Er fing an mir zuzureden. Ich hörte nicht mehr zu. Meine Seele war auf einen Punkt gesetzt. Ich konnte mich nicht besinnen; der doppelte Schmerz hatte mich betäubt. Ich saß da ohne alle Bewegung.

Endlich ergriff er meine Hand. Dieses Gefühl riß all mein Leben empor, riß alle meine Empfindungen in einem furchterlichen Sturme auf.

Ich stürzte aus seinem Hause, ich rappete in der dunkeln Mitternacht den Weg nach Lachen. Ich zerriß mir die Hände an den Felsen und Klippen, über die ich wegkletterte. Ich steckte Geld ein, hing ein Jagdmesser an meine Seite und ging die Nacht noch über den See nach Naperswil.

Ich flog den Weg nach Schwaben, stumm, bleich, zitternd, meine Marie zu retten, nur sie, sie nur! sie in meine Arme zu nehmen, sie über die Alpen wegzutragen, in ein unzugängliches Thal, oder — Nache! Bei dem Worte flogen alle meine Pulse! Mir schwindelt noch jetzt!

Da erreichte ich Rotenburg. Ich fliege auf des Barons Gut. Ich stürze in den Saal. Ich sehe — Gott! Da ergriff das bleiche Entsehen mit glühenden Händen meine Seele! — Ich sah Marien im Sarge! — Ich griff hastig, betäubt nach

nach ihrer Hand, und zog meine zurück,  
da sie kalt war und erstarrt. Es war,  
als schläge sie die Augen auf, als hätte sie  
mir, wie gewöhnlich, zugelächelt, wenn  
ich sie am Morgen aus dem Schlafe weckte.  
Es war, als richtete sie sich auf mit mir  
zu reden. Und dann, wenn nun die hof-  
fende Seele wieder mein Auge belebt hatte,  
sah ich sie mit neuem Entsezen wieder  
bleich, starr, kalt, todt im Sarge liegen.

Todt! todt! schrie ich endlich mit ent-  
sehnsichtlicher Stimme: Marie! Marie! und  
unter diesem gewaltsamen Rufen kam ich  
ganz wieder zu mir selbst. Ich ging wie-  
der auf den Sarg zu. Ich glaubte, der  
Himmel müsse sie meiner Verzweiflung,  
meiner Liebe, wieder zurück geben. Ich  
redete sie leise an: O meine Marie! mei-  
ne Marie, höre mich! ich nannte sie mit  
den liebkosendsten Namen, ich drückte be-  
lebende Küsse auf ihren Mund, auf ihre  
Augen, auf ihr Herz; hundertmal täuschte  
mich die Hoffnung in der entsehlichen  
Angst. Es war mir, als finge der Busen  
an sich leicht zu bewegen, als fühlte ich

den Athem aus ihrem Munde auf meinen Wangen. Dann rief ich, mit meinen Augen über ihr Gesicht hängend und meine Arme dankend hoch gen Himmel gesbreitet: Sie lebt! sie lebt wieder! sie ist wieder mein! Der allmächtige, der höchste Gott, konnte Marien nicht im Sarge lassen; denn sie war ja unschuldig und heilig, wie einer seiner Engel, und ich hätte verzweifeln müssen!

Mitten in der Erwartung, sie würde die Augen ausschlagen, nahte sich der ban ge Zweifel mir wieder. Ich legte furchtsam meine Hand auf ihr Herz; es stand; ich fühlte nach der Wärme des Athems; ihr Mund war kalt, kalt und stumm wie das Grab. Da stürzte ich von dem Sarge zurück und rang meine Hände in angstvol ler Verzweiflung. Sie ist todt! wimmerte ich. Sie ist ganz todt! ganz! Denn wäre eine Spur von Leben noch in Deiner Brust, Marie, so hätte meine Stimme, meine Küsse, mein Athem es in Deiner erstarrten Brust wieder erweckt. Da fiel eine tödtliche Angst auf meine

Seele, die schwarze, die mit dem höchsten  
Winterfrost erstarrende Vorstellung: sie ist  
ganz dahin! ich sehe sie nimmer wieder!  
ich höre nie wieder die schöne klingende  
Stimme! ich sehe nie wieder ihr liebrei-  
zendes Lächeln! nimmer wieder schlingt sie  
die Arme um meinen Hals, nimmer wie-  
der schlägt die lebensvolle, die liebevolle,  
die jugendliche Brust an meinem Herzen!  
Ewig nicht mehr geht sie an meiner Seite!  
Sie liegt starr, kalt, fühllos, taub mei-  
nen Worten, stumm auf meine Fragen,  
unbeweglich da und todt!

Diese Gedanken, diese Bilder, mahlte  
meine Phantasie mir in langsamem Zügen  
mit immer schrecklicher werdendem Leben  
vor. Da verdunkelte sich der Himmel über  
mir, immer schwärzer, bis zu der dunkel-  
sten Mitternacht; der Stral des Himmels  
erlosch, das Leben der Schöpfung stand  
still, ich hörte ein leises Rauschen der Flü-  
gel aller Todesengel. Auf einmal umgaben  
mich donnernde Stimmen des Wehes, die  
Erde zerbrach unter meinen Füßen, der  
Himmel zerriß über mir in Stücken, es

versank Alles um mich her. Da schrie ich in der wüthendsten Betäubung, lauter wie die Donner, die um mich rollten, mein Weh! mein Ach! in das allgemeine Wehgeschrei!

Halt! rief ich mit gräßlicher Stimme, und fand durch das Dunkel, was mich umgab, den Weg zu dem Sarge.

Ich riß Marien empor, ich umfaßte sie mit dem einen Arm, mit dem andern zog ich das Jagdmesser und hielt es über ihr, sie zu schüren. Halt! halt! rief ich wieder: Wir sterben zusammen! wir versinken zusammen! Marie in Deinen Armen, in Deiner Brust, ist das Leben.

In diesem Augenblicke hörte ich durch diese Betäubung meiner Sinne, durch diesen wilden Traum der Zersetzung, durch diese dunkle Nacht, eine fremde Stimme herüber schallen, die mit dem Worte: um Gotteswillen! die Verwirrung meiner Sinne, den wilden Wahnsinn meiner Phantasie endigte und die fremde Welt zerstörte.

Ich sah auf; es war der Baron, der bleich in der halb offenen Thüre des Nebenzimmers stand. Dies Nebenzimmer hatte keinen Ausgang als nur in ein paar andere Zimmer, die aneinander lagen.

Er hört jemanden im Saale, wo der Sarg steht, heftig reden. Er horcht. Er erkennt meine Stimme; die Furcht, die ihn ergreift, nimmt ihm jeden Entschluß. Er hört mein Geschrei, er öffnet die Thüre ein wenig, er hört mich, das Jagdmesser in der Hand, rufen: wir sterben zusammen, Marie! Da ergreift ihn der Schrecken, ich möchte mich in seinem Hause töten.

Schon die Ankunft Mariens mit ihm hatte den Unwillen des ganzen Dorfs regen gemacht. Die Krankheit Mariens, der so unendlich geliebten Marie, ihr Tod, hatte den Unwillen noch vermehrt. Die Leute nannten den Baron ganz ohne Scheu den Mörder seiner Schwester.

Welch ein Schauspiel, wenn in seinem Hause der Mann des geraubten, des ermordeten Weibes sich an ihrem Sarge

tödtet! Da entriss ihm das Schrecken die Worte; um Gotteswillen!

Ich sah ihn und erkannte ihn. Ich sprang mit wildem blutgierigen Geschrei auf. Mörder! rief ich, und drang in das Zimmer; er stürzte ängstlich in ein anderes Zimmer, laut um Hülfe rufend. Aber ich hätte ihn in den Armen eines Engels ermordet. Endlich konnte er nicht weiter. Ich rannte ihm das Jagdmesser bis an das Herz in die Brust.

Er taumelte, er stürzte; ein Blutstrom stürzte mir entgegen. Da nahm die Natur wieder ihr Recht über mich, ich floh. Ich verließ das Haus. Ich kam auf das Feld.

Hier stand mein Wagen, den mein Bedienter fuhr. Ich hatte nämlich die Absicht gehabt, Marien aufs neue zu entführen. Ich warf mich in den Wagen, wie betäubt. Der Bediente sah in meinen Blicken wohl, daß etwas schreckliches vorgesallen seyn müste. Er jagte in vollem Galopp mit mir davon.

Wie er aus abgerissenen Worten, Auszusungen von mir erfuhr, daß ich den Baron ermordet hätte, da verkaufte er die Pferde; denn ich war unsfähig zu jedem Geschäft, zu jedem Rath. Wir gingen Tag und Nacht bis nach Wien, von da nach Triest. Hier in Triest war ich wieder fähig über mich selbst nachzudenken. Ich ging mit einem holländischen Schiffe zu Dir, Jorden, nach Holland. Ich schrieb an Julchen, ich bat mit ein paar Worten sie, sich meiner Tochter anzunehmen. Ich habe, schrieb ich, die Hoffnungen des Lebens verloren. Das Unglück hat mich unsfähig gemacht, ein Kind zu erziehen.

Sie antwortete mir nach vier Wochen: ihr Bruder sey nicht todt; und er sey sogar jetzt außer Gefahr, und sie hoffte, er würde nicht die Grausamkeit haben, einen Mann weiter zu verfolgen, der durch ihn so unglücklich geworden sey. Ich möchte indeß ja in Holland bleiben, da ich durch Steckbriefe als der Mörder des Barons verfolgt wäre.

Ich selbst, schrieb sie, sitze an dem Krankenbette, wahrscheinlich an dem Sterbebette meines Mannes. Ich kann ihn nicht verlassen. Sobald das Geschick über mich entschieden hat, walle ich nach dem Grabe meiner Schwester, die durch Deine Liebe, Norden, so unaussprechlich glücklich gewesen ist. Sie ruhet nun nach einem langen entzückenvollen Leben. Werden wir nicht Alle einmal ruhen? Und wer von uns wird sagen, er sey so glücklich gewesen, wie sie es war? O mein Bruder Norden! O mein Bruder! wir werden den Rest unserer Tage um Marien krauren, die wir, ach nur wir, liebten, die wir, ach nur wir, lieben konnten, weil wir ihr edles, unendlicher Liebe volles Herz kannten.

Deine Tochter, die Tochter Mariens, nehme ich zu mir. O wie werde ich sie lieben! Wenn die Lerche schlägt, wenn die Daphne blüht, wenn die Nachtigall singt; so feiern wir das Fest Mariens. Aber doch frage ich immer, und immer trostloser; warum war sie denn nicht un-

sterblich? Lebe wohl, Norden, und  
traure um Marien mit einem tugendhaften  
Herzen!

Hans Norden an van Törden.

Notenburg.

Nach einem Monate, Törden, erhielt  
ich Briefe von Mariens Schwester. Alle  
Pfeile des Gesicks waren noch nicht ab-  
geschossen. Meine Tochter — so löste der  
Himmel alle Banden des Lebens von mir  
ab, so wie dem, der hingerichtet werden  
soll, alle Fesseln abgenommen werden —  
meine Tochter war todt! Der Baron  
hingegen war gesund. Ich hatte ihm das  
Eisen nur durch die Schulter gerannt.  
Indes die Nach, nur nicht meine, er-  
eilte ihn. Er stürzte betrunken mit dem  
Pferde, und starb an den Folgen des  
Falls.

Sch lebte in Scheveningen am Meer  
in einer Hütte, die auf einer Düne dicht

am Strande stand. Hier saß ich Tage lang und starrte hinaus auf das ungetreue Meer mit meinen Augen, und mit meinen Gedanken auf das noch ungetreuere Meer des Lebens.

In einer guten Stunde, da ein Bild aus meiner Kindheit mich an meine Jugend, an mein väterliches Haus, an meinen Bruder erinnerte, schrieb ich ihm, daß ich noch lebte.

Kurz drauf erhielt ich seine Antwort: „Erst Versünder, dann Entführer! zuletzt Mörder! In diesen drei Worten liegt nun der Lebenslauf eines Jünglings, der zu großen Hoffnungen berechtigte, hätte er nicht von Anfang alle Regeln, alle Ordnung des Lebens, verachtet.“

„Ich gehe jetzt hier umher mit niedergeschlagenen Blicken. Ich habe das Herz nicht mehr, mein Auge stolz empor zu heben, was ich sonst konnte. Jeder ehrliche, unbescholtene Mann sieht mein Haus, weil ich der Bruder eines Meuchelmörders bin! Du hast meinem Sohne unübersteigliche Hindernisse in den Weg

geworfen. Meine Tochter mag liebreizend, mag züchtig seyn, fleißig, häuslich; die Jünglinge werden sich scheuen um ihre Hand zu werben; denn an dieser Hand hängt das Blut eines Ermordeten. Du hast meinen Lebenslauf verdächtig gemacht. Man bewacht mit misstrauischen Blicken meiner Familie Tugenden, wie die Laster Anderer. Ein unschuldiges Lächeln meiner Tochter wird man Neippigkeit nennen; denn man wird sagen: jener Mörder ist ihr Oheim."

„Was Du mir erzählst, rechtfertigt Dich nicht; wer nicht zittert, Menschenblut zu vergießen, wird der zittern, die Unwahrheit zu sagen? Ich weiß, die Vorwürfe helfen zu nichts; aber so bitte ich Dich, las mich nichts weiter von Dir hören. Ich zittere, wenn ich Deine Hand erblicke; ich zittere, wenn ich gewisse Artikel in den Zeitungen lese. Ich habe ertragen müssen, was Deine Leidenschaft mir zu tragen auferlegt hat; aber, wie Du noch auf Liebe von mir rechnen kannst, das ist von Deinen Thorheiten die thörigste.

Ich will Dir nicht sagen, was ich gegen Dich empfinde; und damit ich es Dir nicht sage, muß ich schließen."

Diesen Brief las ich auf den Dünen. Die Natur war in Aufruhr, die Wellen hoben sich in die Wolken hinein, und der Himmel schlug das Meer mit Blitzen, und goß Ströme von Regen hinab, und Sturm und Donner heulten tobend in die Verwüstung. Ich saß kalt und theilnahmlos in einer Hütte, und las den kalten Brief, der das Band der Natur zwischen mir und meinem Bruder zerriß. Ich gehörte mir nur selbst an. Ich warf einen Blick hinaus in die empörte Natur; und von Meer und Himmel geschleudert kämpfte ein Schiff mit dem ringsum ergreifenden Verderben. Ich glaubte das Geschrei der Menschen zu hören. Ich sprang hinaus; es standen Lotsen und Matrosen unentschlossen am Ufer. Ich stürzte zwischen sie; ich rief ihnen zu: ihr seid Menschen, und dort sind Menschen. Ich machte ein Boot am Ufer los; sie folgten mir.

Wir retteten die Menschen, wir retteten das Schiff. Es waren Weiber und Kinder auf dem Schiffe. Wie sie sich vor mir in den Sand warfen, meine Knie umfaßten, und ich starrend von Schlamm, träufend von Seewasser, die blutigen Hände, die ich an den Tauen wund gerissen hatte, um sie schlug; da, Jorden, floss wieder ein warmer Strom von Liebe durch mein Herz. Und da ich an meine nasse Brust, von welcher Schweiß und Wasser strömte, eins von den Kindern drückte, da fühlte ich wieder in heißer, warmer Liebe, daß ich doch nicht aufgehört hatte ein Mensch zu seyn, daß ich doch noch Menschen angehörte; und da löste sich meine Empfindung in Thränen auf.

Da, Jorden, da wendete ich mich und breitete meine Arme aus, und stieg mit offenen Armen und warmem Herzen an die Brust eines Menschen, der mich liebte; an Deine Brust, Jorden!

Sieh Freund, da hast Du einen Aufschluß über mein fröhliches Herz, das wie Wehmuth aussieht; über den Schmerz,

der mich ergreift bei Kleinigkeiten, bei einem blühenden Zweige der Daphne, bei dem ersten Schlag der Nachtigall.

Und nun, Jorden, sehe ich, wie das dunkle Geschick, das mich und meinen Bruder trennte, sich zwischen ihm und seinem Sohne strafend empor richtet. Sein Sohn geht denselben Weg, den ich ging. Ich will, wenn es möglich ist, sein Schutzgeist seyn! Könnte ich dem Vater dem Sohn erhalten! oder den Sohn mit dem Vater versöhnen! Ehe ich ins Grab sinke, möchte ich noch einmal an meines Bruders Brust liegen und ihm sagen: Bruder, unglücklich war ich, aber nicht schuldig! und ihm verzeihen. — Wie ein Schutzgeist will ich sie umschweben, sie — erretten? O welche menschliche Macht kann die Hand des Geschicks aufhalten? Der Bruder tödte Marien. Ja; aber könnte das nicht ein Luftstoß, der den Nachen umwarf, in dem wir auf dem See fuhren? ein fallender Zweig? ein Blitzstrahl? ein Nichts? und wäre ich dann weniger zu beklagen?

Mich dünkt, nein; aber, daß wir einen Geist haben, das unzusammenhängende, übelstlautende Missgetdn des menschlichen Lebens zu erkennen, und den Strahl einer ewigen und bessern Hoffnung daraus herzuleiten; daß wir uns aus diesem Leben wegsehn mit unendlicher Sehnsucht; daß wir eine Liebe in der Brust tragen, die unendlich und ewig ist, wie die Liebe des Ewigen selbst, die nicht im Grabe vergeht, sondern triumphirend die Grenzen des Lebens überfliegt und in der Ewigkeit nur ihr Waterland findet: das ist der Trost in diesem Wechsel von Licht und Finsterniß, von Frühling und Winter, zwischen der Wiege und der Todtenbahre.

Und so gehab Dich wohl!

Ich sende Dir einen Brief meines Neffen, den ich vor einigen Tagen erhielt. Du wirst daraus sehn, wie finster die Wolke ist, die über meines Bruders Haupte sich sammelt.

August Norden an Herrn Woldemar.

Wezelar.

Was zieht mich so an Sie, Woldemar? Was ist? Ist es wirklich Uebereinstimmung unserer Empfindungen? Sie, ein Mann, noch einmal so alt wie ich! Oder ist es das seltene Schauspiel eines Mannes in ihren Jahren, der, an Wärme der Imagination, am Stolze der Empfindungen, an Freiheit der Denkungsweise, noch ein Jüngling geblieben ist? O was mich an Sie gezogen hat, nimmt mich nicht Wunder! aber was zieht Sie an mich? — So seyn Sie denn mein Freund! so seyn Sie denn der Vertraute aller meiner Gedanken! Ich fühle es in der That, Woldemar, ich fühle es alle Tage mehr, je näher die Stunde heranrückt, da ich zurückkehren soll in mein väterliches Haus, daß ich eines Freundes bedarf, der zwischen mich und meine Leidenschaft tritt, aber auch zwischen mich und den Gehorsam, den mein Vater fordert.

Sch

Ich fühle recht wohl, welchen dunkeln  
Stunden ich entgegen gehe. Seltsam, ich  
sehe vor mir keinen Weg, der mich ins  
Dunkel leitete, keinen Stral, der aus  
dem Dunkel hervorschimmerte. Ich weiß  
allein, wozu ich entschlossen bin. Aber  
diesen Entschluß muß ich auch Ihnen erst  
rechtfertigen, ehe ich auf Ihren Beifall  
rechnen will.

Sehen Sie, lieber Woldemar, ich  
sitze stundenlang und überlege, was ein  
Vater von dem Sohne fodern darf, was  
nicht; was ein Sohn bewilligen muß,  
was nicht. Ich stecke genau das Gebiet  
des väterlichen Ansehens ab. Aber, Sie  
haben Recht; was der Verstand darüber  
sagen kann, damit kann man in jedem  
Handbuche der Gesetze auslangen. Das  
Herz hat seine Stimme auch. Und desto  
schlimmer für mich!

Könnte ich mich freundlich hinstellen  
vor meinen Vater, und mit ihm rechten  
und streiten, und um Begriffe kämpfen;  
was wäre dann dem Sohne nicht erlaubt?  
Was könnte der Stolz des Vaters, was

die Leidenschaft des Sohnes nicht beschünen? — Aber sollen denn Vater und Sohn je so feindlich gegen einander stehen? — Aber, wie denn anders, Woldemar? ich sehe kein Licht! Wenn ich an sein Herz fallen und von der Vaterliebe erzwingen will, und er dann nein sagt, und er meine Hand ergreift und von der Achtung des Sohnes erzwingen will, was mir nicht möglich ist zu bewilligen; wird dann nicht das Herz den Streit feindseliger führen? Woldemar, ich sehe dunkeln Tagen entgegen, weil ich nicht weiß, wie der Streit endigen soll.

Vater und Geliebte! das väterliche Haus durch Gram von dem ungehorsamen Sohn zerrüttet; das Herz der Geliebten über die Untreue des Verlobten gebrochen! In der That, Woldemar, ich möchte verzweifeln.

Ich ehre meinen Vater; er ist ein redlicher Mann, so höchst redlich, daß er sogleich alle Kämter niederlegen würde, in denen er doch sein einziges Glück sieht, wenn man ihm nur, nur die kleinste Un-

gerechtigkeit, nur den Schein einer Unge rechtigkeit anzunehmen würde. Die Welt, der Hof, die Minister haben ihn nicht nach sich gesormt; er hat sie gleichsam Alle gezwungen, sich von ihm beherrschen zu lassen. Er ist der Stolz des Landes, und seiner Mitbürger fester Schutz. Das Ge richt, dessen Rath, oder vielmehr dessen Vorsteher mein Vater ist, ist selbst unserm Fürsten ehrwürdig geworden; und ich darf sagen, und sage es warlich mit Stolz, Woldemar! — durch die Tugend meines Vaters.

Wer möchte nicht an seiner Stelle seyn? Er thut unermüdet das Gute, welches ihm das Gesetz erlaubt. Das Bessere, sagt er demuthig und resignirt — und Sie wissen nicht, wie sehr er das Bessere möchte — überlasse ich ruhig der Vorschung. Das ist sein Bild, Woldemar! In Rom wäre er ein Cato gewesen, so wie er jetzt ist, der Diener eines unabhängigen Fürsten; in Athen ein Solon, ohne einer Tugend mehr zu bedürfen als er jetzt hat. Aber eben diese Überzeugung von seinem Cha

rakter, eben dieses Selbstbewußtseyn von dem tausendfachen Guten, was er in dem engen Kreise der bürgerlichen Ordnung, des Herkommens, der Convenienz, nach dem Gesetze stiftet, hat ihn auch unbeschreiblich strenge gegen Alles gemacht, was der Ordnung, dem bürgerlichen engern Leben, der Häuslichkeit und der Gewöhnung gefährlich werden könnte.

Ach, und er hat Recht; denn er ist in dem häuslichen Kreise seiner Familie, seiner alt hergebrachten Gewohnheiten, der Engel der Freunde. Wir Alle, meine Mutter, meine Schwester, ich, ein paar vertraute Verwandte, empfingen den ganzen Reiz des Lebens aus seiner Hand, aus seiner heitern, sanften, freundlichen Seele.

Sehen Sie, und so, meinte er, müßten auch wir, seine Kinder, um ihn her, in liebender Nähe wurzeln. Nichts fremdes darf seinem Kreise sich nähern, oder er hört auf Vater und Freund zu seyn, und repräsentirt in stolzer Würde den Director der Justiz.

O guter Woldemar, und doch ziehen  
tausend frohe Bande mich nach Hause, zu  
meinem ehrwürdigen Vater; ich war unter  
seiner Aufsicht so glücklich!

Wie ich auf Reisen gehen wollte —  
er erlaubte es mir ungern. Wozu? fragte  
er, Wozu, lieber August? ich weiß wohl,  
es ist Sitte geworden, ein paar Jahre in  
der Welt herum zu laufen; aber mich dünkt,  
es zieht das Herz von seinem Lande, von  
seiner Vaterstadt, von seinem Hause ab.  
Was du jenseits der Alpen siehst, siehst du  
hier auch, und viel besser, in lauter Ges-  
schäften, die du liebst, die dich lieben. Es  
würde mich wahrhaftig schmerzen, recht  
ernstlich schmerzen, mein Sohn — ich  
bitte dich mir das zu glauben — wenn du  
irgendwo auf der Erde eine schöne Gegend  
fährst, die nicht deine Brust sogleich mit  
Sehnsucht nach unserm Gärtchen erfüllte,  
und die schönste Nömerin kann dich nur,  
wenn dein Herz an uns hängt, an deine  
Schwester, oder, setzte er lächelnd hinzu,  
an eine deiner Cousinen erinnern, mit de-  
nen du deine Kindheit getheilt hast, und

alle die unschätzbarer Empfindungen der Häuslichkeit. Wir haben hier auch Bildhauer und Mahler, und die Aue, und den Weissenstein. — Aber er konnte meinen Bitten nicht widerstehen.

Gut denn, sagte er: so reise; aber — hier legte er die Hand fest auf meine Brust — las dich nirgend, von keiner Schönheit fesseln; denn, mein Sohn, ich glaube, ich könnte mich wegwünschen aus dem Leben, wolltest du mir eine Fremde etwa als Tochter mitbringen. Hier verfinsterte er sein Gesicht, und dann setzte er mit großer Bewegung, aber leiser, hinzu: denke an meinen Bruder, dem hier unsere Welt und seine Nachbarinnen nicht gut genug waren, und der außer unserer Häuslichkeit um Alles kam, warum es sich verlohn't gelebt zu haben.

Hier drehete er sich schnell ab; wie er allemal that, wenn er von diesem Bruder redete, den er so sehr liebte.

Das sagts er mir, da ich in den Wagen stieg, noch einmal: keine Fremde, August! Und nun? —

Ich war ein guter Sohn, Woldemar;  
ich bin es noch; ich bin es immer gewesen!  
Aber, keine Fremde! sagte er zum Ab-  
schiede; und dennoch bring ich ihm eine  
Fremde, ein Fräulein, eine Papistin!  
Sie sollen hören, Woldemar, daß ich ein  
guter Sohn gewesen bin.

Fortsetzung.

Glauben Sie mir, lieber Woldemar,  
daß ich fest entschlossen war, den Eingang  
in mein Herz sehr genau zu bewahren;  
auch schien mir nichts leichter als das.  
Mein Lebenslauf war mir gleichsam vor-  
gezeichnet. Man hatte mir zwar nichts  
gesagt; aber es war mir doch nicht ent-  
gangen, daß mein Vater und mein  
Oheim, ein reicher Kaufmann, so halb  
und halb darüber eins geworden waren,  
aus mir und meiner Cousine, eben dieses  
Kaufmanns Tochter, ein Paar zu machen.  
Auch hatte ich nichts dagegen; denn noch  
jetzt, theurer Woldemar, denke ich mit

freudiger Liebe an das reizende Mädchen, das ich als Kind verließ. Sie sehen also, daß ich meiner Sache gewiß war. Ich kannte die Liebe nur aus den Beschreibungen meines Vaters, und nach dessen Beschreibung war sie eben nicht die leidliche Urania. Dann kannte ich sie aus Gedichten und Romanen, und ich fühlte mich Mannes genug, es mit ihr aufzunehmen zu können. Sie sehen, ich war ein junger Mensch, der zuerst in die Welt tritt, und gern alle Wunder der Feen- und Ritterwelt wahr machen möchte. Ich hatte mir meine Dame gewählt, eben meine Cousine Rosette; und so fuhr ich mutig allen Abentheuern entgegen, die ich mit einer glühenden Phantasie nur erringen konnte.

Kurz vor Trier in dem Dörfe Igel, wo noch ein schönes römisches Monument steht, stieß ich auf das erste Abentheuer, das aber gar nicht ein solches Ansehen hatte. Ich gehe nach dem Monamente und treffe dort den Herrn von Warf, seine Frau und Amalien, die ebenfalls das Monamente besehen. Vor dem Monamente hatte ich

große Lust meine artistischen Kenntnisse auszukramen; aber die Familie, besonders der Herr von Warf, hatte so seine ausgesbreitete Kenntnisse der Alterthümer, daß ich mich ein wenig meiner Bemerkungen schämte; aber niemand von ihnen schien sie gehört zu haben. Die Tochter holte aus dem Wagen, der in der Nähe hielt, ein kleines Frühstück. Man bat mich so artig, Theil daran zu nehmen; oder vielmehr, man bat mich gar nicht, und ich nahm Theil daran. Nach fünf Minuten war ich durch das seine, artige, einnehmende Wesen des Herrn von Warf mit der Familie so bekannt, als hätte ich Monate mit ihnen gelebt. Amalie war schön; aber ihr Benehmen war so frei von aller Ziererei, so freimüthig, so sein, daß meine Blödigkeit mich verließ. Ich konnte scherzen und lachen. Ich fühlte, ich war in Gesellschaft von artigen Leuten, weiter nichts.

Die kleinen Liebeshändel, die ich von meinem sechzehnten Jahr an gehabt hatte, fingen alle mit einer süßen Bedänglichung des Herzens, mit einer scheuen Beklem-

mung der Brust an. Hier fühlte ich mich freier, als je in meinem Leben.

Wir gingen zusammen nach Trier zu. Unsere Wagen, mit denen wir gekommen waren, fuhren langsam hinterher. Ich bewunderte unterwegs die Heiterkeit des Herrn von Warf, die Leichtigkeit, womit er sich ausdrückte, und die Feinheit, womit er das Gespräch leitete, ohne es je zu unterdrücken, oder an sich zu reißen. Seine Familie war eben so. Sie sprachen sehr gut, mit Leichtigkeit. Sie verbargen es nicht, daß sie Kenntnisse harten, aber sie suchten keine Gelegenheit auf, sie zu zeigen.

Eine Viertelstunde vor Trier stieg er mit seiner Familie ein; wir nahmen Abschied, leicht, höflich, wie Bekannte von einer Stunde es thun.

In Trier begegnete mir der Herr von Warf mit einem Unbekannten, einem Domherrn. Dieser hörte, daß ich in Trier ein paar Tage bleiben würde; daß ich ein Bekannter des Herrn von Warf war, und er bat mich auf den Abend zu sich.

Ich trete am Abend in eine mir ganz fremde und sehr zahlreiche Gesellschaft. Das machte mich ein wenig verlegen; aber der Herr von Wars, der wahrscheinlich meine Verlegenheit bemerkte, fasste meine Hand und sagte: ich bedaure, daß ich nur einige Augenblicke hier bleiben kann; meine Frau und Tochter sind hier auch, zwar nicht ganz so, fremd, wie Sie; aber doch werden sie sich freuen, einen bessern Bekannten zu Ihnen hier zu finden. So führte er mich auf seine Tochter zu, seine Frau saß schon am Spiel.

Die Tochter nahm mich mit großer Gefälligkeit auf, und hatte eine ganz eigene Art, mich mit ihren Bekannten so gleich in Verbindung zu setzen. Es wurde Musik gemacht, und Amalie spielte, nachdem einige andere Damen sehr mittelmäßig gespielt hatten, das Fortepiano recht angenehm; aber ohne irgend eine Kunst zu zeigen; da ich doch fast aus einer Beweisung ihrer Mutter schlüpfen mußte, sie sey mehr als eine gewöhnliche Spielerin.

Wie ich gehen wollte, sagte Almalie, da sie hörte, daß ich die Merkwürdigkeiten in der Stadt besehen wollte: wenn es mir lieb seyn würde, es in Gesellschaft zu thun, so würde ich ihren Vater und sie morgen um zehn Uhr in der Simeonis Kirche finden.

Ich sand sie dort, wir besahen Trier mit einander; den Mittag mußte ich bei ihnen essen, in einer kleinen, aber ausgesuchten Gesellschaft. Dann nahm ich Abschied, um nach Brüssel zu reisen. Mir blieb nichts von ihnen übrig, als das lange Andenken von ein paar sehr angenehmen Tagen, deren ganzer Reiz aber nur die Unterhaltung gewesen war. Ich hätte von ihnen nichts sagen können, als daß man in ihrer Gesellschaft sich sehr wohl befand. Indes hatte ich nach ein paar Poststationen die ganze Familie vergessen, und ich reiste sehr ruhig nach Paris ab.

Nach sechs Wochen kam ich in Paris an. Der Herr von Warf hatte mir mehrere Häuser empfohlen, wo ich für meine Absichten, die ich in Paris hatte, bequem

wohnen könnte. Ich stieg aus, und in dem Augenblicke erschien auch Warts Wagen, und Amalie stieg sehr eilig aus, aber mit einem Blick voll Bekümmerniß. Ich redete sie an. Sie sah mich stark an; sie mußte sich lange besinnen, mich wieder zu erkennen; sie verbeugte sich freundlich, sagte ein paar artige Worte, und ging sehr eilig die Treppe hinauf, ohne weiter Theil an mir zu nehmen. Es war vor zwei Jahren, Woldemar, da die Unruhen in Frankreich stärker wurden, der Anfang der Schreckenszeit.

Meine Mutter war unruhig darüber, mich um diese Zeit in Paris zu wissen; mein Vater aber sagte: laß ihn reisen; er wird lernen, was der warmen jungen Phantasie gut ist, da Gesetzlosigkeit das Schrecklichste von Allem ist.

Ich ging hinter ihr her die Treppe hinauf. Der Wirth, der mir hinauf leuchtete, sagte dreimal bedenklich: das arme Kind! und sie sind gewiß unschuldig!

Ich sah den Wirth fragend an, und er erzählte mir: daß man heute ihre Eltern

als verdächtig eingezogen hätte. Das arme Kind, setzte er hinzu, ist in einer unbeschreiblichen Angst, besonders jetzt, da sie keinen Freund ihres Vaters finden kann, der sich ihrer anzunehmen den Mut hättet. Hier stand er auf der Treppe still und legte seine Hand auf meine Brust: und für dieses Mädchen — das muß auch Ihr Herz fühlen, fühlt's doch meines, und ich bin kein Jängling — müßte jedermann sein Leben sogar wagen, und wäre nur ein Lächeln von ihren Lippen der Dank dafür! Und — hier schlug er die Hände zusammen, seine Bewunderung zu bezeigen — und wer sie nun so kennt, wie ich, denn Herr von Warf ist öfter hier gewesen — der — hier wischte er sich das Auge. Ich bin sehr unglücklich, daß ich gar nichts für sie thun kann.

Der Ton, womit der Wirth sprach, war so begeistert, so rührend, daß ich ihn bat, mich sogleich bei dem Fräulein zu melden. Er lächelte mir zu. Sie ist ein Engel! rief er, die Hände wieder zusammenschlagend; nicht an Schönheit, meine

ich, denn, hier bückte er sich gegen mich;  
Sie sind ein besserer Kenner als ich; aber  
an Geist, an Güte, an Freundlichkeit, an  
jeder Tugend! das meine ich, und so ken-  
ne ich sie gewiß genau. Ich wiederholte  
noch einmal meine Bitte, mich zu melden.

Sie saß und schrieb. Wie ich herein  
trat, stand sie auf und sagte: Herr Mor-  
den, ich bin in einer Bekümmerniß, in  
einer Eile —

Eben diese Bekümmerniß, mein Fräu-  
lein, erwiederte ich, führt mich zu Ihnen.  
Sie verbeugte sich, und erst jetzt füllte sich  
ihr Auge mit Thränen. Ich bin so un-  
glücklich; meine Eltern sind es noch mehr.  
Sie erzählte mir den Vorgang. Sie war  
in einigen Häusern, bei Bekannten ihres  
Vaters, gewesen, und überall mit abschla-  
gendem Achselzucken aufgenommen worden.

Sie stand vor mir und hatte die Au-  
gen auf den Boden geheftet, als besinne  
sie sich noch auf ein Mittel, ihre Eltern  
zu befreien.

Hier trat der Wirth herein, um sie  
zu fragen: ob sie sich schon bei dem Polis-

cey : Minister verwendet hätte? Wenn sein Herz zu rühren ist, sagte er, so werden Sie es rühren. Er sagte das mit einer so großen Ehrerbietung, daß wir Beide verstanden, er meine nicht ihre Reize. Ich erbot mich, sie dahin zu begleiten, als Zeuge für ihres Vaters Unschuld. Ich bin Ihnen sehr verbunden, sagte sie, aber ich kann unmöglich Sie der Gefahr aussetzen, worin diese Theilnahme an uns Sie bringen würde.

Gefahr? sagte ich, welche Gefahr? Hier nahm der Wirth das Wort. Sie kennen Paris nicht, mein Herr. Sie sind ein Fremder; Sie kommen an; ein Wort, ein unschuldiger Besuch kann. Sie verdächtig machen, und Sie, mein Herr, jung, stark, aus Flandern kommend, vielleicht aus Coblenz gar — ich nickte mit dem Kopf — Ei der Teufel, rief der Wirth und sprang mir einen Schritt näher, was ich seinem guten Herzen hoch anrechnete. — Aus Coblenz? rief er; Sie dürfen den Policey : Minister nicht erste

erst außsuchen, Sie stehen schon auf seiner  
Liste, als verdächtig.

Um so mehr, sagte das Fräulein, muß  
ich Sie bitten, es meinen Bemühungen  
allein zu überlassen — —

Ich lächelte. Und wenn auch, sagte  
ich. Unsere Bekanntschaft ist zwar nur  
kurz; aber diesen Dienst wäre der Lands-  
mann der unbekannten Landsmännin schul-  
dig; mich dünkt, Fräulein, der Mensch  
dem Menschen. Wann befehlen Sie zu  
fahren? setzte ich hinzu.

Der Wirth nannte die Stunde, wo  
der Minister am bequemsten Zeit hatte.  
Der Wirth bückte sich tief vor mir, als ob  
er mir im Namen des Fräuleins Dank  
sagte. Das Fräulein sah den angefangenen  
Brief an, und ich ging.

Am andern Morgen fuhr ich mit ihr  
zum Minister, wir mußten lange warten,  
ehe er Zeit für uns hatte. Sein Vorzima-  
mer war mit Menschen gefüllt. Endlich  
ließ er uns kommen.

Mit wenig Worten, Bürgerin! sagte  
er ernst, was ist Ihr Begehr? Amalia

ging mit nassen Augen auf ihn zu, und sagte mit schöner Stimme: ich hätte mir Zeit gewünscht, viel Zeit, um Ihr Herz mit der Erzählung meines Unglücks zu rühren; aber mein Kummer lässt sich auch mit Einem Worte aussprechen: Ich bin Tochter und meine Eltern sind Gefangene. Meine Forderung auch: Ich bitte um Ihre Loslassung, denn sie sind wahrhaftig unschuldig.

Des Ministers Gesicht verlor den harren Ernst, wie sie redete. Er nahm eine Liste auf, fragte sanfter nach dem Namen ihres Vaters, sah dann auf der Liste nach, schüttelte den Kopf und sagte: Aus Coblenz! er zuckte die Achseln. Zum mindesten, fuhr er fort, war es unvorsichtig, hieher zu kommen; denn mit Recht ist Coblenz verdächtig, und Ihre Eltern stehen hier in Verbindungen —

Alte Verbindungen aus der Jugend meines Vaters, der in Paris erzogen ist. Sehr unvorsichtig! aber das ist die Unschuld immer!

Der Minister sah ihr lächelnd ins Gesicht, und sagte immer sanfter: O diesem Gesicht voll Unschuld möchte ich gern glauben, wenn ich glauben dürfte. Ich hoffe, mein gutes Kind, Ihr Vater wird Auskunft über gewisse Dinge geben können, deren er angeklagt ist; mit Freuden will ich Eltern und Kind wieder vereinigen. Sie haben die Erlaubniß Ihren Eltern die Bequemlichkeiten des Lebens ins Gefängnis zuzusenden. Er schrieb ihr eine Karte, und während des sagte er: ich will die Untersuchung beschleunigen, das ist Alles, was ich kann; aber Alles, was ich kann, werde ich thun.

Hier wendete er sich an mich. Und Sie? fragte er ernst.

Ich nannte meinen Namen. Ich bin ein Fremder, sagte ich dann freimüthig, ein Bekannter des Herrn von Warf, und bin hier, mit allem, was ich kann und vermöge, mich der unglücklichen Eltern anzunehmen. Mein Herr, ich hoffe, Sie werden dieses Gefühl der Freundschaft ehren.

Er sah mir scharf in die Augen. Ja, sagte er, ich ehre es als Mensch. Aber das Vaterland, dem ich diene, muß streng und kann nur gerecht seyn; großmäthig nicht. Junger Mann, wir haben Pflichten gegen die Fremden, und wir erfüllen sie, wenn wir dürfen. Der Beweis ist, daß Sie noch frei sind. Sie sollen frei bleiben. Aber keine solche Scene als in Soissons! — Sie sollen Nachricht von mir haben! Er hückte sich; wir gingen.

Den Nachmittag gab ich meine Briefe bei meinen Bekannten ab, denen ich empfohlen war. Es waren ein paar jetzt sehr bedeutende Männer darunter. Ich that, was ich konnte, für die Eltern Amaliens; aber Federmann zuckte die Achseln und riet mir, mich nicht weiter mit der Sache zu befassen. Ich besorgte die Bequemlichkeiten ins Gefängniß, und mit Erstaunen hörte Amalia, daß ihre Eltern schon seit dem ersten Augenblick alle Bequemlichkeiten gehabt hatten. Der Herr von Wars dankte seiner Tochter dafür, und diese

könnte nicht begreifen, wer so großmuthig von ihren Bekannten gewesen war.

Der Minister ließ nichts von sich hören, und Amalia beschloß, ihm noch einen Besuch zu machen. Ich drang mich ihr als Begleiter auf.

Der Minister sagte: „Ich kann Ihnen keine Hoffnung geben, ich habe die Untersuchung beschleunigt; aber Ihr Vater verzögert das Ende selbst durch ausbeugende Antworten. Ich muß den Willen der Gefangenen ehren, und Sie thun wohl, mein Kind, sich an die Vorstellung zu gewöhnen, daß wohl Ihr Vater nicht ganz unschuldig seyn könnte. Ihre Mutter werden Sie heute wieder sehen. Sie hat mächtige Freunde gefunden.“ Mich betrachtete der Minister von oben bis unten. Lernen Sie Vorsicht, junger Mann! sagte er streng; es empfiehlt Sie nicht, daß Sie sich der Sache eines Verhafteten so unvorsichtig annehmen. Sie haben Schritte gethan, die nicht zu rechtfertigen sind.

Vor Ihrem Tribunale nicht, Minister! antwortete ich furchtlos. Eine gro-

here Vorsicht wäre Feigheit gewesen, und Feigheit siehe ich mehr als das, womit der ungerechte Argwohn drohen kann.

Er sah mich lächelnd an. Es ist doch etwas werth, sagte er Amalien, solche Freunde im Unglück behalten zu haben. Wir müssten gehen. Wir fanden die Mutter zu Hause, sie sank in die Arme ihrer Tochter. Zum erstenmale sah ich die Herzen dieser Menschen sich in anstandloser Vertraulichkeit ergießen; es waren nicht nur feine Menschen, sondern auch edle und gefühlvolle.

Und wie hast du es angefangen? sagte die Mutter eilig; Amalia, wer war von unsren Freunden so großmuthig? wen hätten wir so verkannt? Wer war's, der uns sogleich die Bequemlichkeiten im Gesangniß verschaffte, ein eigenes Zimmer, nach dem vergebens Fürsten schmachten? Wer hat mir meine Freiheit wieder verschafft?

Amalia staunte. Mutter und Tochter ließen das ganze Register ihrer Freunde

durch, sie fanden nicht einen, der dessen  
nur fähig gewesen wäre.

Amalia stellte mich der Mutter vor als  
den Edelsten ihrer Freunde. Sie erzählte  
ihr, welche Schritte ich für ihr Wohl ge-  
wagt hätte. Es war wahr, ich machte  
einige Besuche und ich redete so dreist, daß  
es mir leicht meine Freiheit hätte kosten  
können, wenn der Policey-Minister mich  
nicht gekannt hätte und ein edler Mensch  
gewesen wäre.

Die Mutter dankte mir mit der Be-  
geisterung eines schönen Herzens. Sie  
hatte alle Hoffnung, daß auch ihr Mann  
bald frei sein würde, so räthselhaft diese  
Hoffnung auch war. Zwei Tage darauf  
kam der Vater wirklich des Morgens früh  
in einem Miethswagen an.

Die Freude, ihn gerettet zu sehen, war  
unbeschreiblich; aber es blieb etwas finstes  
res in des Vaters Wesen, was ihm nicht  
gewöhnlich war. Er umarmte seine Frau,  
dann seine Tochter, mit einer ängstlichen  
Heftigkeit. Auf einmal rief er: wenn wir  
nur Pässe hätten! ich zittere vor jeder

kommenden Stunde. Seine Frau und Tochter erblaßten, er schien in der That sich nicht ganz unschuldig zu wissen.

Darf ich um Pässe für Sie zum Policey-Minister fahren? fragte ich ihn jetzt. Er sah mich starr und lange an. Dann fragte er langsam: in welcher Verbindung ich mit dem Minister stände? Amalia erzählte ihm, er horchte aufmerksam. Schnell wendete er sich an mich und rief: O, Sie wären mein Schuhgeist, mein Netter, wenn Sie mir Pässe schafften.

Ich fuhr zu dem Minister, ich sagte ihm einfach den Wunsch des Herrn von Warf. Er sah mich lange an. Sie sollen sehen, junger Mann, daß auch Frauen die Großmuth ehren. Der Herr von Warf verdankt Ihnen seine Pässe, und ich sage Ihnen, er ist nicht so unschuldig als Sie vielleicht glauben. Wo hin will der Herr von Warf? Ich sagte ihm: nach Deutschland. Er gab mir die Pässe. Und Sie? fragte er. Ich will den Herrn von Warf begleiten. Er gab mir einen Paß, und sagte: ich empfehle

dem Herr von Warf Eile, und Ihnen,  
junger Mann, Vorsicht in der Gesellschaft  
dieses Herrn.

Ich dankte ihm gerührt. Er lächelte.  
Das konnte ich jetzt, wer weiß ob morgen  
noch? Ehren Sie! Ich wünsche Ihnen  
Glück.

Ich flog nach Hause. Ist es möglich?  
rief der Herr von Warf, als er die Pässe  
sah. Großer Gott! er ist mein Retter,  
Frau! Amalia, er ist mein Retter!

Die Anstalten zur Abreise wurden ge-  
macht auf den andern Morgen mit dem  
Anbruch des Tages.

Nach einer Stunde etwa hörten wir  
ein Gezank auf dem Vorsaale zwischen dem  
Wirth und einem Fremden, der nach dem  
Herrn von Warf fragte. Die Frau von  
Warf hatte dem Wirth den Auftrag gege-  
ben, gegen jedermann zu sagen: sie wären  
abgereist.

Ich weiß, rief der Fremde draußen,  
sie sind noch hier, und zum Teufel, Herr,  
ich muß sie sprechen.

Der Wirth rief, sie sind fort! zum Teufel! Herr! sie werden sie nicht sprechen! und dabei stellte er sich ganz nahe vor unsre Thüre. Es entstand ein augenblickliches Getümmel, die Thüre that sich auf, und der Fremde, der den Wirth aufgehabt hatte, trat mit dem Wirth auf seinen Armen ins Zimmer. Er setzte ihn nieder auf den Boden und sagte mit einem tiefen Bucklinge: sehen Sie wohl, mein lieber Freund, daß ich Recht habe? Eben so trocken sagte er deutsch zu dem Herrn von Warf: ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich mich so eindringe.

Francesco! riefen alle Drei auf einmal in freudiger Bewegung, und ergriffen seine Hände. Sehen Sie wohl, sagte er zum Wirth. Der Wirth bückte sich, sagte: das ist ein Anderes! und ging hinaus.

Sie müssen diesen Augenblick fort, Herr von Warf! sagte dieser Francesco, ein Mensch von meinem Alter, nachlässig gekleidet, aber die stolzeste Gestalt, die je vor meinen Augen stand. Blondes Haar hing nachlässig um seinen Nacken,

sein Gesicht war von der Sonne braun  
gebrannt und er war ein Bild der blühenden  
Gesundheit und der männlichen Schönheit und Stärke. Er trug den Wirth,  
wie man ein Kind trägt.

Sie müssen diesen Augenblick fort!  
Hier ist Alles, was Sie gebrauchen, Pässe  
nach Italien über Lyon und Avignon.

Ich habe Pässe nach Deutschland, sagte  
Warf.

Die zu nichts dienen, antwortete Francesco. Heute geht Ihnen ein Courier nach;  
morgen sind Sie aufs neue verhaftet, und  
ich kann Sie nicht noch einmal retten.

Francesco! riefen sie Alle und umarmten ihn: Sie waren unser Retter! Sie  
waren der Großmuthigste der Menschen!  
Sie, Francesco —

Denn — fuhr Francesco trocken fort  
— man weiß jetzt mit Gewissheit, welche  
Aufträge Sie hatten. Man hat Ihren  
Brief.

Hier erblaßte der Herr von Warf, und  
rief: ich bin verloren!

Sie sind nicht verloren, wenn Sie in zwei Stunden die Barrieren von Paris hinter sich haben. Hier sind Ihre Pässe, auf Sie und zwei Domestiken, unter andern Namen.

Die Mutter machte Anstalten zur Abreise; die Tochter packte; der Vater vernichtete Papiere und schrieb; Francesco stand nachlässig am Fenster und folgte mit seinen Blicken jeder Bewegung Amaliens. Er trieb uns Alle zu eilen. Endlich waren die Pferde da; da schlängt Warf Francesco in seine Arme, und rief: das war das zweitemal, daß Sie mein Schutzhengel waren. O sagen Sie mir, Francesco, wie könnten Sie es dieses mal seyn?

Rauh antwortete Francesco: darüber wollen wir plaudern, wenns Zeit zum plaudern ist. Der Teufel! Herr von Warf, jede Minute gebiehrt hier ein Weh, und jede Stunde — Da klatscht Ihr Postillion. Kommen Sie, Amalia, kommen Sie. Ich liebe die Weiber, die nicht plaudern, sondern thun. Er fasste Mutter und Tochter und führte sie hinab.

O wie mild und wie gut! sagte Almilia und legte ihr Haupt fest an seine Brust. Er sah mit funkelnndem Auge auf sie herab, dann senkte er die Augenbrauen, faltete die Stirne und rief: pah! pah! was iſt mehr? der Zufall iſt Ihr Retter, nicht ich! Was ich dabei that? ich drehete die Wirbel, damit das Ding stimmte. O! ich möchte für Sie einmal wohl etwas Großes thun! Pah! und was wäre es denn nun? was ich thun kann, das danken Sie mir wohl nicht! Wohin gehen Sie, Herr von Warf? fragte er nachlässig. Nach Rom! sagte Warf. Vielleicht sehe ich Sie dort, sagte Francesco, und hob uns Alle in den Wagen. Wir rollten das hin.

Fortsetzung.

Sehen Sie, lieber Woldemar, so leise knüpfste das Geschick mich an diese Familie; auf diesem festen Grunde der Freundschaft hanete die Natur den stolzen Tempel mei-

ner ewigen Liebe. Ist das eine Fremde, mein Vater? Soll die Freundschaft denn nicht so viel sehn als eine Verschwägerung, an der das Herz gar keinen Antheil hat?

Wir fuhren den Weg nach Lyon zu; jetzt fingen wir nun an zu überlegen, ob ichs wagen dürfte, ohne Pässe mit ihnen zu gehen. Die Beschreibung des einen Domestiken war so unbestimmt, daß sie leicht auf jeden jungen Mann passte, und Amalia lud mich mit freundlichen Blicken ein, in ihrer Gesellschaft zu bleiben. Ich nahm es an.

Ach, Woldemar, wie ich nun neben Amalien saß, so entfaltete sich ihr Geist immer mehr vor meinen Blicken, mit allen den reichen Reizen, womit die Natur voll Liebe und eine Erziehung voll Weisheit ihn ausgerüstet hatte. Dies waren die Bande, die das liebenswürdige Mädchen um mein Herz schläng; aber sie waren alle so ätherisch, wie ihre Seele selbst. Es ward durch unsere Lage meiner Liebe gar nichts irrdisches zugemischt, an

dessen Unruhe ich sie erkannt hätte. Es war nur Vergnügen, was ich empfand, Vergnügen an der Anmut ihres Geistes. In der That, ich wußte gar nichts, ich fühlte gar nichts von Liebe. Keine Sehnsucht, keine Begierde, auch nicht die reinste, mischte sich in die ruhigen Schläge eines ganz glücklichen Herzens. Wir saßen eng eingeschlossen in dem Wagen, den Eltern gegenüber, deren freundlicher Ernst jede leidenschaftliche Wendung des Gesprächs verhinderte. Wir waren nie allein, obgleich wir wegen Mangel an Pferden kurze Tagereisen machten. So bald wir unser Nachtlager erreichten, verschwanden Mutter und Tochter, nach einem Grundsätze des Vaters: keinen Tag hinzubringen, ohne einige Stunden mit sich und für sich allein zu seyn. Am andern Morgen stiegen wir wieder ein, waren zusammen, redeten, scherzten, lachten; aber immer unter den Augen der Eltern. So senkte sich unbemerkt die Liebe in meine Brust und erfüllte mein innerstes Wesen mit ihren reinen Flammen, und ich würde von

Amalien nichts weiter gesagt haben, als mit einem ruhigen Lächeln: sie ist ein höchst liebenswürdiges Wesen!

Vor Lyon fuhr ein trunkener Postillion unsern Wagen so in Stücken, daß an keine Hülfe zu denken war. Wir wir verlegen umher standen, sagte Amalia lächelnd: War es denn nicht unser Plan, von Lyon zu Wasser zu gehen? Unsere Koffer würden aufgeladen, und wir schiffsten uns auf der Rhone ein.

Wie ich den großen Rhone-Kahn sah, auf den wir die Rhone hinab gehen sollten, so pochte mein Herz in einer räthselhaften Freude. Da wurde ich zum erstenmale unruhig. Wir wurden Alle auf dem Schiffe freier. Wir konnten uns absondern. Ich saß mit Amalien oben auf dem Ueberlauf des Kahns, und wir sahen die Weinberge und die Gebirge, und die ganze reizende Gegend vor unsern Blicken vorüber fliehen.

War der Abend warm, so saßen wir oft noch da um Mitternacht, unter uns den Spiegel der Rhone, über uns den leuchtenden Himmel, und in uns die geistige Welt

Welt übereinstimmender, entzückenvoller Gefühle. Da sah ich zum erstenmale, daß Amalie das schönste Mädchen in der schönen Natur war, und mit dieser Empfindung fuhr ich dem warmen Süden entgegen, dem begeisternden Himmel, der milden Lust des Meers, der reichen Natur, mitten unter einem Volke, das nur Liebe und Fröhlichkeit athmet.

In Avignon machten wir eine kleine Karavane aus, die immer zutraulicher ward, je mehr wir von den steifern Sitten, den Bequemlichkeiten des Nordens und unsren Gewohnheiten getrennt wurden. Wir traten gleichsam Alle mit dieser ganz fremden Lebensweise in den Stand der Natur, wo nur das Herz, das freie in Liebe hoch schlagende Herz, und die üppige Phantasie den Blumenzepter über uns führte. Am Morgen bestiegen wir unsre Maulthiere. Das Reiten zwang unsre Damen zu einer halb männlichen Kleidung. Wir waren den ganzen Tag in der freien Lust und unter einem heißen

Himmel; unsere Kleidung war leicht und romantisch.

Wir näherten uns nun den höhern Alpen. War der Weg gefährlich, so führte ich Amaliens Maulthier, und sie sang mit ihrer schönen Stimme ein dortiges Liebesliedchen, von denen alle Thäler, alle Höhen und alle Weinberge erklangen. Ich nahm die Zitter eines jungen Menschen, der die Reise mit uns machte, und sang dazu die Sonette Petrarca's, in dessen Höhle, an dessen Grabe, ich mich begeistert hatte. Auf schönen Wegen stieg Amalie ab von dem Maulthiere. Sie war jetzt leicht gekleidet, wie die Mädchen dieser Gegend, und so von der allgemeinen Fröhlichkeit aller lebendigen Wesen hier ergriffen, mischte sie sich auf mein bitten mit in den Tanz der Bäuerinnen, die schönste unter ihnen Allen. Die Zauberei steckte uns Alle an, die ganze Karavane tanzte am Abend unter einem Baume vor dem Hause, worin unser Maulthiertreiber eingekehrt war. Das Beste, was wir thun konnten! Denn oft war in dem

Hause, wo wir die Nacht blieben, nur  
ein Zimmer für uns Alle. Diese Enge,  
dieser Mangel an Bequemlichkeiten, zog  
uns immer mit tausend kleinen Vertrau-  
lichkeiten näher und fester aneinander.  
Ich und Amalie kauften unsere Lebens-  
mittel ein, wie es dort Sitte ist. Amalia  
ward die Hausmutter auf der ganzen  
Reise über die Alpen. Ich ging ihr zur  
Hand, ich unterhielt ihr Feuer, ich hob  
ihr den Eimer aus dem Brunnen; und  
sie, leicht aufgeschürzt, hüpfte singend um  
mich her in ihrer Liebenswürdigkeit, in  
den Reizen, welche die Bewegung und die  
kleinen Arbeiten ihr gaben.

Eine ganz neue Empfindung hatte mich  
ergriffen; ich fühlte jetzt im Innersten,  
dass ich nur mit ihr glücklich seyn könnte;  
aber doch schlug mein Herz leicht und froh.  
Ich hatte die schwere Zukunft vergessen  
über der leichten fröhlichen Gegenwart.  
So zogen wir über die Alpen. Als der  
Weg gefährlich ward, schlug der Mauls-  
thiertreiber vor, wir sollten uns die Augen  
verbinden lassen; aber am Ende war ich

der Einzige, der sich fürchtete. Wärts waren schon mehrerenmal über die Alpen gegangen. Sie gingen die gefährlichen Stellen zu Fuß, und Amalie sprach mir mit ihrer Heiterkeit Mut ein.

O welche Stunden! welche Tage! wenn ich ihr die Hand bot, sie durch die Felsen zu heben, und wenn sie leicht wie ein Reh mir zur Seite die Felsen hinan sprang. So, unter immer wachsender Vertraulichkeit, erreichten wir Italien und Rom, das Ziel unserer Reise.

Sie nahmen ihre Wohnung allein; ich einige Häuser von ihnen. Amaliens Zutrauen zu mir, ihre Freundlichkeit hatte sich nicht geändert; aber die alte Sitte hatte wieder ihre Regierung genommen, wie ich zu ihr in den vergoldeten Saal trat, und sie mir im weißen atlassenen, lang hinschweifenden Kleide, umglänzt von dem Lichte des Kronleuchters, im leicht stolzen Gange entgegen schwebte: da entstand etwas Fremdes unter uns; aber in dem Augenblick erhoben sich alle Kräfte meines Wesens, und ich fühlte, daß ich sie un-

endlich liebte. Und jetzt fiel mir meines Vaters Befehl ein. Ich warf einen trüben Blick auf sie, und zog mich zurück, wie sie.

Sch fing an zu überlegen. Ich hielt es nicht für unmöglich mich los zu reißen, und darum besuchte ich sie weniger. Ich hielt mich in den Werkstätten der Künstler auf.

So war ich einen Morgen bei einem jungen Mahler, einem Landsmann; er zeigte mir Gemälde und Zeichnungen, und eine von ihnen zog mich durch den Reiz der Erfindung und durch die Vollendung an. Ich konnte meine Augen nicht abziehen. Er lächelte. Das Fräulein Warf, sagte er endlich, hat dies gezeichnet. Er redete mit Begeisterung von ihrem Künstertalent. Sehen Sie, Woldemar, so umringte ihr Geist mich überall!

Ich war eingeladen zu einem Prälaten, einem begeisterten Freunde der Musik. Ich hatte Warfs in mehrern Tagen nicht gesehen. Hier traf ich sie. Amalie erröthete, da sie mich anredete. Sie sagte mit einer

kleinen Verlegenheit: der Wirth ist ein alter Freund meines Vaters, und so, meint er, ich tauge zur Musik. Sie werden mirs nicht zuschreiben, wenn ich heute Abend hier die prima Donna mache. Sie stellte sich an das Instrument, und nun sang sie von Mozart, den kein Italiener kennt, einige schwere Scenen, mit einer Sicherheit, mit einer Leichtigkeit und mit einem Geschmack, so daß sie Aller Herzen zur Bewunderung hinriß. So war sie überall; sie spielte sehr fertig das Fortepiano. Dass sie schon mehrere male in Italien gewesen war, erfuhr ich erst auf den Alpen. Sie läugnete ihre Talente nicht ab, sie redete nur nicht davon. Aber es war gar nicht jene Demuth, die desto reichere Opfer der Schmeichelei und der Bewunderung fodert, je länger sie das Talent verschwiegen hat, um endlich damit zu überraschen; es war nichts als der Grundsatz, der ihr von Jugend auf tief eingeprägt war, nie zu glänzen. Amalia war in jeder Gesellschaft so klug, so gut, so gebildet, wie irgend ein Mädelchen, was

da war; aber nicht besser. Ich habe sie oft auf dem Lande zwischen gebildeten Landmädchen gesehen: Woldemar, sie war die reizendste unter ihnen, aber nichts als ein freundliches, einfaches, treuherziges, heiteres Landmädchen.

O Woldemar! wie ich diese einfache, reine, demuthige Bescheidenheit, die nicht glänzen will, an ihr sah, da hätte ich sie lieben müssen, wie jeder der sich ihr nähert.

### Fortsetzung.

Ich wußte noch nicht, Woldemar, wie unzerreißlich die Bände waren, die mich an sie fesselten, obgleich mich eine ewige Unruhe begleitete: ob sie mich liebte, oder nicht? Ihr Vertrauen war mir nicht genug, ihre Freundlichkeit nicht. Wie könnte sie so heiter seyn, sagte ich zu mir selbst, wenn sie mich liebte? Würde sie nicht unruhig werden, wie ich selbst? Diese immer stille Heiterkeit, diese Ruhe, womit

sie mein Herz, wenn es sich öffnen wollte, wieder verschloß, ward mir zuletzt ein Beweis, daß sie mich nicht liebte; und dann, sagte ich betrübt, hat ja mein Vater nichts zu fürchten, daß ich eine Fremde in sein Haus bringen werde.

Himmel! eine Fremde? O, Wolsdemar, wenn sie sang — und sie sang jetzt, so oft ich sie bat; — wenn sie tanzte — denn sehen Sie, meine Liebe war jetzt Leidenschaft geworden, eine heftige, tosende, begehrende Leidenschaft — ich wollte ihr dann zu Füßen fallen. Dann kam sie lächelnd zu mir, fragte nach irgend etwas, mit so ruhiger, leidenschaftloser Zufriedenheit, daß die Furcht jeden warmen Ausdruck auf meiner Lippe in Eis tauchte, und selbst mein Vertrauen zu ihr im Herzen erstarrte!

Jetzt fühlte ich alle Qualen der Liebe.

Einen Morgen gingen wir zusammen auf das Capitol; auf einmal sah ich neben mir einen Menschen, der mich aufmerksam betrachtet. Wie ich mein Gesicht zu ihm umwende, rüst er meinen Ngmen, breitet

seine Arme aus und fliegt an meine Brust.  
Es war mein Jugendfreund, ein Herr von  
Sauer. Ich stelle ihn so meiner Gesells-  
chaft vor, und er bleibt bei uns.

Der Herr von Warf, wie gewöhnlich,  
behandelte ihn mit großer Freundlichkeit  
und bat ihn zu sich. Ich begleitete den  
Herrn von Sauer nach Hause. So bald  
wir nur einige Schritte entfernt waren,  
umarmte er mich mit einer treuherzigen  
Heftigkeit und fragte: Norden, wer ist  
das Mädchen? Das ist ein Engel! ein  
Engel des Himmels!

Er war außer sich; ich lächelte und  
scherzte; aber er hörte nicht auf von Almas-  
lien zu reden. Er nannte mich tausendmal,  
da ich ihm erzählt hatte, wie ich mit  
Warfs bekannt geworden war, einen  
glücklichen Menschen, einen beneidens-  
werthen.

Er hat mich recht feierlich, ihn bei  
Warfs einzuführen; oder, der Teufel!  
sagte er, finstere Blicke auf mich heftend,  
es müßte denn Deine Geliebte seyn! dann,  
Norden, laß mich weg!

Ich ward empfindlich. Diese Kinde-rei verdross mich selbst, ich versprach ihm desto eifriger, ihn mit dem Warfischen Hause bekannt zu machen; und Sauer er-klärte mir mit einer Treuherzigkeit, die mich aufs neue verdross, weil sie mir nicht ehrerbietig genug gegen Amalien schien: er würde sich bis über die Ohren in Ama-lien verlieben.

Ich suchte jetzt einen Vorwand, ihn nicht hinzuführen, und nach einigen Tagen fand ich ihn dort, und was noch mehr war, er hatte mit seinem offenen, geraden, trenherzigen Wesen gar nichts verdorben; sondern man kam mir entgegen und ver-sicherte mich: daß sie nicht leicht eine fröh-lichere Stunde gehabt hätten, als durch das trollige treuherzige Wesen meines Freindes.

Wie er fort war, konnte der Herr von Warf gar nicht aushören, ihn zu loben. Ich sagte mit einem boshaften Lächeln: seine Treuherzigkeit ist auch fast Alles, was er hat; es fehlt ihm an den feinen Sits-ten —

Die aber seine Treuherzigkeit vollkommen ersezt.

Der Herr von Warf bemerkte, daß man in der Gesellschaft nur einen bestimmten Charakter, der nicht missfiel, haben dürfste, um des seinern Anstandes entbehren zu können. Amalie setzte hinzu: man muß achtungswert seyn, um alles Andere entbehren zu dürfen.

Ich fühlte, zum erstenmale, eine Spur von Eifersucht, und mit ihr schlug die Flamme der Leidenschaft, die bisher ruhig in dem stillen Herzen fortgebrannt hatte, hoch empor.

Ich traf ihn noch einigemale dort. Er unterhielt Amalien mit einer männlichen Dreistigkeit, er sagte ihr Artigkeiten, in einer Stunde mehr, als ich in der ganzen Zeit, da ich sie gekannt hatte.

Nach einigen Tagen fragte mich Warf in Gegenwart seiner Frau und Tochter: Sagen Sie mir doch, ist Ihr Freund, der Herr von Sauer, wirklich unabhängig? oder zuerst, ist er ein ehrlicher Mann?

Ich sah den Herrn von Warf bedenklich an und antwortete kalt: so weit ich ihn kenne, ja! Aber das war eine schreiende Ungerechtigkeit, Woldemar, mein ganzes Herz empörte sich dagegen. Mein, Herr von Warf, rief ich und ergriff seine Hand: ich kenne ihn wie mich selbst. Der Herr von Sauer ist ein redlicher, ein sehr redlicher Mann, der alle Menschen, die mit ihm zu thun haben, glücklich macht, und völlig unabhängig dazu.

Ach, Woldemar, bei dem Worte, unabhängig, fühlte ich mit tödtlichem Schmerze, daß ich es nicht war.

Unabhängig, sagte der Herr von Warf eifrig, unabhängig, meine ich, Norden, von Wormündern, Oheimen, Tanten und dem Gelichter, das sich vermisst, über das Glück Anderer zu entscheiden, ob sie gleich selbst unglücklich sind.

Völlig unabhängig! sagte ich. Seine Eltern zogen aus Preußen nach Hessen. Er ist dort ohne alle Verbindung.

Hm, hm, sagte Warf, und reich das zu? nicht wahr?

Ich nickte. Sehr reich! sagte ich schnell.  
Geist hat er, fuhr Warf nachsinnend  
fort.

Da warf ich in den Spiegel einen Blick  
auf Amalien, die hinten saß und sticke.  
Unsere Blicke begegneten einander. Sie  
war so blaß als ich; aber sie erröthe-  
te, da ich sie ansah. Ich konnte nicht  
länger bleiben. Ich nahm meinen Hut  
und ging. Sauer begegnete mir.

Wollte er hingehen? Ich bat ihn,  
einen Spaziergang mit mir zu machen. Er  
ging freundlich mit. Er hing sich mit der  
alten Vertraulichkeit an meinen Arm; aber  
nach hundert Schritten warf er mir schon  
üble Laune vor. Ich wollte sie verbergen,  
und verbarg sie hinter bitterer Satyre und  
wilder Lustigkeit.

Norden, welch ein Dämon besitzt  
Dich? Bist Du mein Feind, so rede von  
der Leber weg! und bist Du mein Freund,  
so laß mich reden.

Nede, sagte ich leise, mich meiner  
Thorheit schämend, und drückte seine  
Hand.

Seit sechs Monaten reisest Du mit  
Warfs: ist Amalie frei?

Sieh mich als Deinen Feind an,  
Sauer, sagte ich heftig; aber das kann  
ich nicht beantworten, weder freundlich,  
noch satyrisch, noch sonst auf irgend eine  
Weise. Ich weiß es nicht.

Hm! was fährst Du so auf? sage mir  
nur was Du glaubst?

Ich glaube, sagte ich finster: daß sie  
frei ist. Indes muß ich hinzusezen: das  
Fräulein von Warf ist über diesen Punkt  
nicht so leicht zu ergründen.

O, wenn Du es nur glaubst, daß sie  
frei ist, Norden, im Ernst glaubst, und  
dabei nicht solche verteufelte Blicke, son-  
dern einen Deiner alten freundlichen Blicke  
auf mich wirfst; so möchte ich hier sprin-  
gen wie toll, und hielte mich ganz Rom  
für einen Narren. Er umfaßte mich.

Ich glaube es, sagte ich ein wenig  
wärmer.

Wenn Du glaubst, daß sie frei ist,  
sagte er freudig; so wollte ich schwören,  
sie ist es. Sie ist schön, brach er nun

begeistert aus, schön wie die Göttin der Liebe, stolz wie Pallas, sittsam wie eine Vestalin. Norden, ich bitte Dich, sage mir, ist sie ein Weib? hat sie ein Herz? ist ihre Ruhe Kälte oder Hochmuth, oder nur seine zarte Lebensart? — Sie sehen, Woldemar, Sauer verstand sich besser auf das Herz, als es den Anschein hatte — bei den Worten drehete er mich zu sich herum, um mir ins Auge zu sehen. Sein Auge hing voll Thränen, die er mir nicht verbarg.

Ich sah ihn starr an; dann antwortete ich mit einem Seufzer: Du hast Eins vergessen. Sie ist alles das, was Du sagtest; ihr Herz ist in Liebe getaucht und ihre Ruhe ist die Heiligkeit der Madonna. Ich war sehr gerührt; aber auf einmal rief ich heftig, und nun las mich! was habe ich mit Deiner Liebe zu schaffen? Ich habe Dir und ihm geantwortet. Aber ich will Dir noch mehr sagen, fuhr ich immer heftiger fort. Komm her, höre zu! In ihrem Herzen liegt ein Himmel, eine unendliche Seligkeit. Ich begreife

nicht, wie sie leben kann in diesem schmuzigen, niedrigen Leben; sie, deren Körper sogar eine Seele ist. Ich weiß nicht, warum sie die Engel nicht zurückfordern. O ich weiß nicht, wie ein Sterblicher, wie ich und Du, nur das Auge auf sie richten können! Ist eine Heilige für Deine Umarmung zu edel, ist die Tugend für Deine Küsse zu heilig; was willst Du Deine Arme um sie schlagen? sag! Geh, Du siehst nur die Morgenröthe ihres Berths. Wie, Sauer, Du willst sie Frau nennen? Du willst sie Amalie heißen? Du willst sie auf Deine Knie ziehn, willst sie an Deine Brust, an Deine Lippen drücken? O Himmel, schafft mir den Narren vom Halse! — Das würde ich sagen, wenn ich nicht derselbe Narr wäre wie Du.

Ich wendete mich hier zornig von ihm ab, mit Thränen der zürnenden Liebe im Auge. Er stand verwundert da. Das heißt: Du liebst sie, Norden? sagte er endlich.

Lieben?

Lieben? sie lieben? O wer liebt sie nicht? wer? — der nur einen Ton ihrer rührenden Stimme hört. Wenn sie schläft, so ist sie so schön als das freudig jauchzende Leben nur seyn kann — und erwacht sie, so ist sie noch schöner, oder man hat kein Wort für die Schönheit des Morgens, der mit dem geöffneten Auge anbricht. Geh zum Teufel! — Ja, ich liebe sie! Liebe? Woran ist das Wort nicht verschwendet? Es müßte Niemand je gesagt haben, er liebe etwas in der Natur; so wollte ich sagen: ich liebe sie. Geh! geh! Du bist ein Narr, so gut wie ich! aber ich bin ein besserer Narr. Ich liebe sie, Du nicht; denn siehst Du, Du — Ach Sauer, sagte ich leise, laß mich ganz still schweigen! mach was Du willst! Ich drehete mich von ihm.

Nein, wenn Du sie liebst, Morden, so trete ich zurück, sagte er gutmütig.

Sieh, Du armer, armer, kalter, steinerner Mensch! zurück treten? Ich könnte Dir das Gehirn einschlagen, müßte ich denken, Du erschienst ihr im Traum nur

den tausendsten Theil eines Augenblicks lang. Zurücktreten? Das Wort ist eine Lästerung. Ach, Sauer, wäre ich die Lust, könnte ich diese schönen, leuchtenden Wangen fächeln; ich wollte tausend Eide schwören, die Lippen, die balsamischen Lippen nicht zu berühren; und tausendmal würde ich meine Eide brechen. Da wir über die Alpen gingen, dicht vor uns den unergründlichen Abgrund, da ging ich nahe hinter ihr, um, wenn sie schwankte, sie zu umfassen, und so mit ihr hinabzustürzen. Die Arme um sie geschlossen, das stürmende Herz an ihren Busen gedrückt, die Lippen auf ihre Lippen gepreßt, und so mit ihr vergangen an ihrer Brust, das dünkt mich neidenswerther als das Leben.

Eifersüchtiger Thor, warum sagtest  
Du das nicht gleich? Komm her, laß  
uns Freunde seyn! Du hieltest Dich so  
weit entfernt von ihr, daß ich glaubte —

Hier fiel ich in seine Arme, ich zerstöß  
in Thränen. Sauer, rief ich: ich bin der  
unglücklichste aller Menschen!

Was ist Dir wieder? fragte er freund-  
schaftlich.

Ich riss mich von ihm los. Nimm  
sie, sagte ich, mache sie glücklich und laß  
mich sterben! Ich wendete mich von ihm  
ab. Eine Fremde! rief mein Herz; eine  
Fremde! Es war als wenn tausend Stim-  
men so riefen.

Liebt sie Dich denn? fragte er wieder.

O Himmel! wenn sie mich liebte; o  
wenn ein leiser Blick mir es sagte, ein  
Lächeln, ein Wink von ihrem Auge, eine  
Bewegung ihrer Hand; und — wenn —  
o Himmel! — die Lippen es nun bestä-  
tigten; o dann, dann! und stürzten harte  
Marmorselzen zwischen mich und sie, so  
würde meine Flamme sie weg schmelzen, wie  
Thautropfen, so — und wäre sie der ganz-  
en Erde fremd, beim Teufel! und wollte  
sie der wildeste Barbar nicht für seine Ver-  
wandte erkennen, so — ich sah ihn starr  
an, und seufzte.

In der That, heute soll ich Dich gar  
nicht verstehen. Er sah mich ernst an und

sagte: lasz uns umkehren. Wir gingen schweigend in die Stadt.

Sauer glaubte so viel verstanden zu haben, daß ich Amalien liebte, daß aber diese Liebe Hindernisse fände, entweder in Amaliens Neigung, oder in ihrem Stande, oder in mir selbst. Das Letzte schien ihm das wahrscheinlichste; denn darauf, glaubte er, bezögen sich einige Worte, die mir entflossen waren.

Er kam noch einmal zu mir. Ich sprach eben so räthselhaft. Indes drängte er mir das Geständniß ab, daß mein Vater das Hinderniß meines Glücks wäre. Er liebte mich in der That. Er wollte entweder selbst glücklich werden, oder mich zwingen, es zu seyn. Er setzte seine Besuche bei Warfs fort. Er gab sich keine Mühe es zu verheelen, daß er Amalien liebte. Warf nahm ihn freundlich auf, und man sah, er billigte Sauers Bewerbung um Amalien. Amalie war freundlich, sanft, gütig gegen ihn; aber er sah in ihren Blicken keine Aufmunterung.

Sauer war endlich einmal mit Amalien allein, so daß er nicht fürchten durfte gesödrt zu werden. Er sagte ihr mit freimüthiger Ehrfurcht: Darf ich, mein Fräulein, mit Ihnen über etwas reden, was mich und Sie gleich nahe betrifft? Ich bin ein Mann. — Sie sehen, Fräulein, das mir der Ausdruck fehlt für das, was ich sagen möchte. —

Sie zitterte, sie erröthete, sie besann sich einen Augenblick. Endlich sagte sie zitternd: Die Achtung, die ich für Ihren Charakter habe, Herr von Sauer, giebt mir den Muth, bis an die Grenze, ja vielleicht bis über die Grenze des weiblichen Anstandes zu treten. Wenn das, was Sie fragen wollen, den Zustand meines Herzens betrifft, so ersuche ich Sie, Herr von Sauer, mit vollem Vertrauen, zu schweigen.

Sauer verbeugte sich. Ich schweige, mein Fräulein, sagte er mit recht tiefem Schmerz! Aber mein Schweigen giebt mir jetzt ein Recht auf Ihr besseres Vertrauen, Amalie. Ich habe mit Ihnen

etwas zu reden; aber es betrifft jetzt nur Sie, Amalie; nur Sie allein, nicht mehr mich!

Ich weiß nicht was Sie sagen wollen; in der That nicht. Ich habe Ihnen gezeigt, Herr von Sauer, daß ich Ansprüche auf Ihre Freundschaft mache, daß ich Ihnen Charakter ehre; aber lassen Sie mich noch hinzusetzen, Herr von Sauer, daß, daß — ich — gewohnt bin, alles, was mich nur allein betrifft, auch mit mir selbst auszumachen.

Es betrifft nicht sie allein, sagte Sauer; sondern noch jemanden, den ich liebe, und den Sie zu schäzen scheinen.

Sie verbeugte sich erdtend; dann aber sagte sie fest, und sich ihm mit Vertrauen einen Schritt nähern: Ich bin gewiß überzeugt, Herr von Sauer, daß nur Ihre Freundschaft für mich Sie treibt, mir etwas zu entdecken, von dem Sie in der That nicht sagen können, ob es nicht gütiger gewesen wäre von Ihnen, es mir zu verschweigen. Auch wirst sich der Mensch, der etwas entdeckt, gern

zum Rathgeber auf, wohl gar zum Richter fremder Empfindungen. Habe ich nicht Recht? Und so bitte ich Sie, Herr von Sauer, das Verhältniß der vollkommensten Freiheit zwischen uns bestehen zu lassen.

Sauer war der Mann nicht, sich so leicht abschrecken zu lassen. Er hatte seinen Kopf darauf gesetzt, wie er das nannte, der Pauke ein Loch zu schlagen; und so sagte er: was Sie da sagen, ist mir zu sein gedreht, zu spitzfindig. Ich bin eine ehrliche Seele, das glauben Sie mir, und der weibliche Anstand ist doch am Ende nichts weiter, als das, was jedes ehrliche treue Herz muß. Liebe Amalie, ich habe einen Freund, und —

Hier unterbrach ihn Amalie eilig mit den Worten: Sie schwiegen für sich selbst, da ich Sie bat zu schweigen. Ich würde auch Ihren Freund zu schweigen bitten müssen, wenn das, was er sagen wollte, den Zustand meiner Empfindung beträfe.

Ei, der Teufel! sagte Sauer: das klingt wie ein Nein, oder — versteh ich

Sie wieder nicht? Ist mirs wieder zu  
sein? und soll es wohl gar — —

In der That, Herr von Sauer, Sie  
mißbrauchen das Vertrauen, was ich Ih-  
nen gezeigt habe.

Mißbrauchen? Ein schönes Vertrauen!  
ich weiß jetzt so viel von Ihnen, als vor-  
her; vielleicht noch weniger, aber schwei-  
gen will ich; so wehe es mir auch thut,  
dass ich nicht soll in irgend ein Herz den  
Himmel gießen, in meines oder in das  
Herz einer andern ehrlichen Seele. Er  
bückte sich und schwieg.

Nun kam er zu mir, und fand mich,  
die Stirn in die Hand gesküüt. Er setzte  
sich gegen mich über. Hm! sagte er, auf  
die Gefahr hin, Dich noch übellauniger  
zu machen, muss ich Dir erzählen, dass  
ich bei Amalien eine Stunde allein gewe-  
sen bin, und wäre ich nicht ein Kerl, der  
mehr Kraft und Muth in seiner Brust  
hätte wie Du, so setzte ich mich Dir ge-  
gen über, in eine tausendmal schwermü-  
thigere Stellung wie Du, und beantwor-  
tete jeden Seufzer von Dir mit einem

lauten Wehgeschrei. Zwar kann ich nicht sagen, daß ich übel angelassen wäre; nein, sie packte mir das Körbchen voll Zuckerswerks, freundlicher Blicke, lieblichen Lächelns, süßer Wörtchen, mitleidiger Seufzerchen, und höflicher Verbeugungen, so daß mir zuletzt ordentlich wohl dabeit ward.

Hier sprang ich auf und rief wild:  
Wie? Du entdecktest ihr Deine Liebe?  
Wie, Sauer?

Nun ja! Das Spiel mußte ja doch zu Ende. Wie gesagt, sie pfiff ein liebliches Liedchen, sprach so spitz, so spitz; so, daß jedes Wort zu einer Dehnadel ward; machte ganz hübsche Verbeugungen, daß ich schon nach dem Ringe in der Tasche griff, um ihr den an das Fingerchen zu drehen, und wie ich mir alles zusammenzählte, war es ein Körbchen, was ich hatte. Dein alle Mädchen haben sich verschworen, nicht ohne Umschreibung, ja, oder nein zu sagen, als nur einmal Ja im Leben, vor dem Altare. Sieh, Brü-

der, nun kam ich auf Dich zu reden, pochte so ein wenig auf den Busch —

Himmel und Erde! Du wagtest es,  
Sauer? Du?

Ja sieh, das wagte ich; denn wenn ein Mädchen ein Kerlchen ausschlägt wie mich, mit Ehren zu melden; so will ich wetten, und jeder ehrliche Mann kann mir nachwetten, so ist das Mädchen schon über die Alpen mit einem jungen lustigen Burschen gegangen, oder die Rhone hinunter gefahren; kurz ihr Herz ist schon versagt. Nun dünkt mich, Norden, dieses O, wie Shakespeare den Inbegriff der Vollkommenheit nennt, ist Dein; und so habe ich Dir die Thüre ihres Herzens auf- und mir zugemacht, wie eine Drehthüre an der Kirche; womit auch das weibliche Herz eine Ahnlichkeit hat, was immer wie eine Drehthüre verschlossen ist. Ich dachte nun, Norden, da die Sache noch warm ist — denn wahrscheinlich sitzt sie jetzt und denkt mit klopfendem Herzen an Dich — Du nähmst Hut und Stock, gingest zu ihr und nähmst ihr ihr Ja ab,

das sie wahrscheinlich in ein paar Thränen,  
in ein glühendes Erröthen und in ein schö-  
nes Herzpochenwickeln wird, wie man  
einen Brillanten in Baumwolle und zehn  
andere Sachen wickelt. Was denkst Du  
nun, Norden?

Wer so von Almalien reden kann, wie  
Du, der —

Er fiel mir ein, und seine Augen wur-  
den nass: der eitle Mensch fühlt meins  
Großmuth nicht! rief er mich umarmend.  
Da vergoss ich Thränen an der Brust des  
edlen Jungen. Er erzählte mir nun sein  
ganzes Gespräch mit Almalien; auch das  
Ende. Siehst Du? sagte ich.

Was soll ich sehen? Daß sie mir nicht  
sagen wollte, daß sie Dich liebte? In  
dem Anfalle von ritterlicher Großmuth  
glaubte ich, sie sollte auch großmuthig  
seyn; aber in diesem Punkte sind die Mäd-  
chen, Mädchen. Kurz sie weiß nun,  
daß Du sie liebst. Du hast geschwiegen;  
eine schweigende Liebe ist eine großmuthige,  
eine geistige Liebe. Aber jetzt, jetzt hat  
sie für Dich einen Mann ausgeschlagen,

jetzt mußt Du reden; oder sie nimmt den Ersten den Besten, der nach mir kommt, und wäre er gegen mich, was ein Faun gegen den Apoll ist. Du mußt reden! Du mußt! Oder zum Teufel! Du mußt ihr wenigstens sagen: sie möchte nicht mit Gewissheit auf Dich rechnen.

Er trieb mich mit großem Eifer an, ihr meine Liebe zu entdecken. Er schwor mir, er würde ihr den ersten Tag den besten das ganze Geheimniß an den Kopf werfen; und ich schwor ihm dagegen mit der ganzen Stärke der empörten Leidenschaft, daß ein einziges Wort, und wäre Amaliens Hand der Preis dieses Wortes, unsere Freundschaft auf ewig enden müsse.

O wie könnte ich, rief ich, wie könnte ich hingehen wie Du, mit dem Vorfaß, ihr zu sagen, daß ich sie liebte! wie wäre es möglich? Nur mit dem letzten Athemzuge meiner Brust könnte ich ihr es erst sagen.

Willst Du sie denn etwa erst heirathen, und dann nach ein paar Dutzend Jahren

ihr sagen: ich liebte Dich! wenn Deine  
Liebe längst zu Ende ist?

O Woldemar, er war ein redlicher,  
großmütiger Junge; aber das konnte  
er nicht begreifen.

Fortsetzung.

Ich ließ mir noch einmal von ihm  
Amaliens Worte wiederholen. „Ich wür-  
de auch Ihren Freund bitten zu schweigen“  
hatte sie gesagt. Wie? wie Sauer, und  
Du sagst: ich soll zu ihr gehen? Und das  
hat sie gesagt?

Gesagt, rief er lachend. Was Teu-  
sel willst Du, daß sie mir sagen sollte.  
Ich wollte, ich könnte Dir ihr Erröthen,  
und ihr Erbllassen, und die Bewegung ih-  
res Busens, und das leichte Zittern ihrer  
Arme, und den feuchten Glanz ihrer Aus-  
gen, und die Erschütterung ihres ganzen  
Wesens — denn damit sagen die Mäda-  
chen, was sie denken; mit der Junge

nicht — ich wollte ich könnte Dir das so herstellen; aber glaub Du was Du willst!  
Er ging.

Sehen Sie, Woldemar, da hatte ich eine neue Schlange in meinem Busen.  
„Ich würde ihn bitten zu schweigen!“ Was war denn deutlicher als das?

Aber auch Sauer hörte auf, mich anzutreiben, und zwar so ganz auf einmal. Das fiel mir auf. Ich fragte ihn um die Ursach seines Schweigens.

Er sah mich starr an; er reichte mir die Hand, und mit einer Miene, als wolle te er mich auf irgend ein Unglück vorbereiten. Hm, sagte er, hat Dir denn Anna lie wohl nie einen gewissen Namen genannt? den Namen, Francesco?

Wie kommst Du darauf? fragte ich zitternd, Francesco? Ich kenne ihn.

Du kennst ihn? Hm, ist er denn ein Abguß vom Apollo, wie ihn der Herr von Warf nennt?

Da stand Francesco's Bild vor meinen Blicken; und in der That, hatte ein

Mensch die Zäuge des Gottes an sich getragen, so war Er es. Wie, weißt Du etwas von Francesco?

Ich will Dir sagen, was ich weiß. Wie Warfs zum erstenmale in Rom sind, sieht Amalie Francesco, einen Deutschen, wie Warf sagt, mit einem seltsamen italienischen Namen, und mit der Gestalt eines Gottes, in der Kirche. Sie war damals ein junges Mädchen von etwa funfzehn Jahren.

Der Jüngling steht vor einem Altare der heiligen Cäcilie, verloren im Aufschauen der schönen Heiligen, die großen funkeln den Augen auf das Bild gehestet. Die schöne Gestalt des Jünglings macht einen tiefen Eindruck auf das Mädchen. Sie glaubt, er betet. Und fühlen möchte sie wohl: wie mag der lieben können, der so schauen kann!

Eindruck auf Amalien? Amalien? fragte ich zitternd, und erinnerte mich aufs neue der blickenden seelenvollen Blicke, die er in Paris auf Amalien fallen ließ; ich

erinnerte mich mit Schrecken: daß Amalie mit einem unaussprechlichen Ausdrucke der Liebe fest ihr Haupt an seine Brust legte.

Leise fragte ich Sauer: wie weißt Du das alles?

Er sah mich an; das weiß ich, wenn Du es nicht übel nehmen willst, von dem Herrn von Warf selbst, der gestern mit mir auf der Villa Borghese war. Es fand sich eine gute Gelegenheit, das Gespräch auf Dich und seine Tochter zu bringen. Er ist Dir nicht abgeneigt; aber das Herz seiner Tochter kennt er so wenig, als ich und Du, und vielleicht dieser Francesco dazu. Er setzte sich mit mir unter eine Pinie, und erzählte mir — in der Ferne sang zu zwei Waldhörnern eine schöne weibliche Stimme, die ihn mit jedem Augenblick zerstreute — erzählte mir also ganz kalt diese Begebenheit.

Sehen Sie, Woldemar, da saß ich nun und hörte diesen Sauer mein Unglück erzählen, so kalt, als hätten ihn alle Waldhörner in der Welt zerstreut.

Sch

Ich kenne die Gegebenheit jetzt genauer. Hier ist sie.

Amalie kann den Blick von dem betenden Fremden nicht abwenden. Es entsteht ein Geräusch. Er sieht seitwärts, erblickt Amalien, und eine heftige Bewegung ergreift ihn. Sie schlägt das Auge furchtsam nieder, wie er den durchdringenden Blick auf sie heftet. Sie sieht an seiner Stellung, daß er noch immer fort sie betrachtet. Sie schlägt ihr Auge endlich auf, sie zieht den Schleier über ihr Gesicht, um die Bewegung zu verbergen, worin sie ist. Sie geht, und er begleitet sie bis unter die Vorhalle; hier bleibt er nachdenkend stehen.

Der Fremde hatte einen tiefen und bleibenden Eindruck auf das Gemüth des Mädchens gemacht; aber sie sieht ihn nicht wieder und ihr Herz wird wieder ruhig. Um diese Zeit zieht die Schönheit des keuschen Mädchens die üppigen Blicke eines hohen römischen Prälaten auf sich. So behutsam dieser auch zu Werke geht — denn er hat mit einem Deutschen zu

thun, sagte ihm sein Unterhändler; und diese Deutschen sind solche Starkköpfe, daß sie ihre Töchter keinem Fürsten verkauften — So behutsam der Prälat zu Werke ging, so konnte es doch dem Herrn von Warf nicht ganz verborgen bleiben, daß man Absichten auf seine schöne Tochter hatte. Er kannte die römischen Geistlichen zu gut; und so ergriff er alle Maßregeln der Behutsamkeit, seine Tochter zu sichern.

Aber wer kann die Gefahr auslernen? Des Herrn von Warfs Familie und einige andere Deutsche machten sich einen fröhlichen Tag auf einem benachbarten Weinberge, von dessen Höhe eine unermessliche Aussicht war. Sie trafen dort schon eine römische Familie, deren Haupt, eine Matrone von edlem Ansehen, der Herr von Warf schon kannte. Es dauerte nicht lange, so vereinigten sich beide Familien zum Genuss des schönen Tages; die beiden Töchter der Matrone, reizende Mädchen und bescheiden, als wären sie keine Römerinnen, nahmen mit ihrer lebendigen Fröhlichkeit,

mit ihren schönen Stimmen, sehr bald die Gesellschaft und Amalien für sich ein.

Gegen Abend vertheilte sich die Gesellschaft. Amalie, die beiden jungen Römerinnen und ihre beiden Mütter, gingen den Weinberg hinab, und die jungen Mädchen verloren sich im Gebüsch. Die Matrone führt die Frau von Warf mit der interessirenden Erzählung von einer armen unglücklichen Familie in die Hütte des Weingärtners. Nach einiger Zeit kehren sie zur Gesellschaft zurück; die jungen Mädchen fehlen; die Römerin ist besorgt für ihre Tochter, sie erklärt, daß sie sie auffuchen will, und verschwindet.

Amalie fehlt; man wird verlegen, man fängt an zu suchen, man durchirrt den Weinberg, man ruft, man fragt den Weingärtner; und in dieser Zeit sind alle die Uebrigen, die zu der römischen Familie gehörenden, verschwunden.

Warf fing an Verdacht zu fassen. Der Verdacht macht sie ängstlich, die Angst wächst von Minute zu Minute; denn es wird Nacht.

Man bringt aus der Gegend die Leute zusammen, man fragt sie aus. Sie haben nichts geschen. Man holt aus der Stadt Fackeln, man irrt mit den Fackeln in der ganzen Gegend umher; vergebens! Amalie ist verschwunden, und man kehrt endlich trostlos in die Stadt zurück.

Die Matrone und ihre ganze Gesellschaft waren Unterhändler des Prälaten, der Alles wagen darf, weil er zu groß ist, um ein Verbrecher zu seyn. Durch künstliche Umwege hat er die Matrone, die es unternommen hat, ihm seine schöne Beute zu liefern, in Gesellschaften zu bringen gewußt, wo der Herr von Warf sie kennengelernte.

Man beobachtet nun jeden Schritt der Familie; man erfährt, daß sie diesen Weinberg besuchen wollen. Nun ist sie unser! sagt der Unterhändler; denn an dem Fuße des Weinberges, in einer Ruine, öffnet sich der Eingang in die Katakomben Roms. Der Weinberg lag nahe an der Stadt. Die Gesellschaft wird gewählt,

die Kullen werden verheilt und das Schlachtopfer überliesert sich selbst mit unschuldiger Heiterkeit den betrügerischen Mädchen, die den Auftrag haben, Amalien bis an die Katakombe zu locken.

Amalie glaubt sich in der Gesellschaft ihrer Mutter, die hinter ihr her geht, horcht auf das lebendige Geplauder der Mädchen, und befindet sich, ehe sie sich versieht, unten am Weinberge.

Das Eine der Mädchen weiß einen nähern Weg und Amalie folgt ihr. Der Weg führt im Thale unter versteckendem Gebüsch weiter. Amalie erklärt endlich, daß dieser Weg sie unmöglich zurecht führe; ihre Begleiterin versichert, wird dann selbst verlegen, und gesteht endlich, daß sie den Weg nicht wisse. Ein Arbeiter begegnet ihnen — er war ein Mitglied der Bande — sie fragen ihn nach dem Wege, und er verspricht, nach einem Geschenke, was ihm Amalie verheißt, sie wieder zurecht zu führen.

Nun überlassen sich die jungen Römerinnen aufs Neue der Freude. Sie haschen sich, sie lachen, sie singen, und so zerstreuen sie Amalien, daß sie nicht darauf achtet, wohin man sie so schnell führt.

Der Weg ist rauh geworden und sumpfig, und auf einmal, mitten im wilden Gebüsch, stehn sie vor einer Rutsche. Die Mädchen sind neugierig, sie treten in den Eingang, sie finden ihn kühl, sie gehen tiefer hinein, sie laden Amalien ein, ihnen zu folgen. Amalie geht zweifelnd einige Schritte, steht dann wieder, geht wieder einen Schritt vorwärts, sieht nach ihrem Führer zurück, der sich ihr nähert und treuherzig sagt: im Grunde ist es eins, wenn wir hier durchgehen. Amalie bleibt zweifelnd stehen; der Gang geht hinab, die Mauer ist feucht; sie ruft ihre Begleiterinnen und will nach den Eingang zurück.

Hier ergreift sie ihr Führer; sie schreit um Hülfe, ihre Begleiterinnen stürzen

herzu und winden ihr ein Tuch um den Mund; noch zwei Menschen kommen herbei, man hebt sie auf, man trägt sie, trotz ihres Geschreies und Sträubens, weiter in den Abgrund hinab.

Amalie, von der furchtbarsten Verzweifelung ergriffen, sinkt in den Armen ihrer Träger in Ohnmacht. Sie erwacht wieder, durch die Hülfe die man ihr gegeben hat, und jetzt sieht sie sich von einer Mitternacht umgeben, die nur durch eine Fackel erhellt wird, die einer der Männer trägt.

Auf einmal fragt einer der Träger: Ist noch Jemand von uns hinter uns? Es kommt Jemand! Man sieht, man horcht, man hört die Schritte eines Menschen, der schnell geht. Amalie sieht ihre Räuber in Verlegenheit gerathen. Man beredet sich, ob man nicht die Fackel verslöschen wolle. Amalie nimmt den Augenblick wahr, da sie weniger beobachtet ist, sie reift das Tuch vom Munde und erhebt ein lautes Geschrei.

Pah! ruft einer der Kerle: es ist nur Einer, und unser sind Drei! was haben wir zu fürchten? Sie stellen Amalien auf den Boden, sie verbieten ihr jedes Geschrei, wenn sie nicht wolle, daß der Mensch ermordet würde, wer er auch sey. Sie zittert, die beiden Mädchen ergreifen ihre Hände, um sie zu halten.

Da kommt — o Himmel! da sieht sie eben den schönen Jüngling, der ihr Herz in Bewegung brachte. Sie sieht ihn mit schnellem Schritt herbei fliegen, ein Pistol in der Hand, und unter dem linken Arm den bloßen Degen.

Zurück! rufen die drei Männer mit fürchterlicher Stimme, zurück, oder ihr seyd des Todes!

Wer rief hier? ruft der Fremde. Ewiger Gott! sah er deutsch hinzu, sie ists! o sie ists! mein ahnendes Herz! Er drang mit Ungezüm näher. Amalie rief deutsch: ich bin geraubt! retten Sie! das sind Mörder!

Zurück! riefen die Räuber und zückten  
ihre Messer.

Sie ists! rief der Fremde, und der Eine der Räuber stürzte von seinem Schusse getroffen zu Boden. Mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit stieß er mit seinem Degen den Andern, der auf ihn eindrang, nieder. Den Dritten — durch einen Schlag desselben hatte er seinen Degen verloren — den Dritten fasste er mit beiden Armen, hob ihn empor, und warf ihn mit einer unbegreiflichen Gewalt so gegen die Mauer, daß der Bösewicht sinnlos niederstürzte. Die Fackel erlosch, die beiden Römerinnen flohen tiefer in den Gang hinab und riefen um Hülfe.

Wo sind Sie? rief der Fremde. Amas lie sank in seine Arme, halb ohnmächtig. Er fühlte ihre Wangen kalt werden, er hob sie empor, er drückte sie fest an seine Brust. O Gott, sagte er leise: Sie, sie ists, die ich rette, die ich trage! meine Arme umfassen sie! und so eilte er schnell den Gang hinauf.

Amalie erhob endlich leise ihre Stimme — sie hatte denn doch aus der Ferne gehört, was ihr Retter sagte — ich habe so viel Kräfte jetzt wieder, selbst zu gehen. Der Fremde antwortete: Nein, das haben Sie nicht; der Boden ist feucht, Sie sind erschreckt, lassen Sie mich! Er hob sie bequemer und ging immer schneller dem Ausgange zu.

Von Mördern rettete ich Sie? fragte er endlich im gehen.

Von mehr als Mord! ich fürchte fast, es war ein Plan, mich zu entsführen.

Amalie bat noch einmal, sie auf den Boden zu setzen, mit der Versicherung, daß sie sich völlig erholt habe. Sie merkte, wie unbequem sie ihm seyn mußte, auf dem linken Arme trug er sie und mit dem rechten tappte er vorwärts in dem Gewölbe, um den Weg zu finden. Sie mußte beide Arme um seinen Hals schlingen, um ihm die Last zu erleichtern, die er sehr tief tragen mußte, weil das Gewölbe immer niedriger ward.

Endlich hatten sie den Ausgang erreicht. Wie Amalie an die freie und kalte Abendluft kam, da erholte sie sich schnell wieder. Sie hielten nun Beide Rath, was zu thun sey. Francesco schlug vor, irgend eine Höhe zu erreichen, um von da einen Weg zu gewinnen.

Er drang mit ihr durch das Gebüsch, und nachdem sie eine halbe Stunde gegangen waren, sahen sie in der Ferne ein Licht. Sie gingen auf das Licht zu. Es erhellte die Hütte eines armen Landmanns. Sie gingen hinein.

Hier warf Francesco seine Blicke auf Amalien; sie stand da und hielt die vor Dankbarkeit leuchtenden Augen auf ihrem Retter fest, und sie bemerkte nicht, daß man ihr das Halstuch abgerissen hatte, um ihr den Mund zu verbinden; daß im Sträuben ihr Gewand zerrissen war; daß ihre langen schönen blonden Locken, die jetzt ausgelöst um ihren Kopf herhingen, die einzige Hülle ihres keuschen Busens und ihrer Schultern waren.

Ihre Seele war nur in ihren Augen  
und ihr Wesen nur von Dankbarkeit und  
Liebe erfüllt.

Er stand vor ihr und hatte ihre beiden  
Hände gefasst, und sein Auge hing fest an  
ihrem, und er sagte von Zeit zu Zeit  
leise, als ob er es selbst nicht wüßte:  
Sie ist's! Sie ist's!

Der Landmann mit seiner Frau stand  
verwunderungsvoll neben dem Paare und  
sah sie neugierig an. Was ist ihnen be-  
gegnet? fragte der Landmann. Die Da-  
me wie ausgeplündert, und Sie mit dem  
blutenden Arme?

Das Wort, Blut, machte Amalien  
aufmerksam. Wo ist das Blut? rief sie,  
und sie sah es auf einmal unter dem Aer-  
mel langsam hervor tropfen.

O mein Gott! rief sie ängstlich, Sie  
sind verwundet?

Hier griff Francesco nach dem rechten  
Arme. Ich fühle es erst jetzt; der heim-  
tückische Schurke, mit seinem Messer son-

der Zweifel! Seyn Sie unbesorgt, das  
heilt schnell!

Hm, sagte der Landmann: ein Messerstich ist etwas gefährliches, besonders von gedungenen Mördern! Den Rock herab, damit wir die Wunde sehen! Meine Frau weiß damit umzuspringen.

Amalie flehete ihn, zärtlich bittend, die Hülse der Frau anzunehmen. Francesco musste sich ergeben. Er zog den Rock ab, die Frau streifte ihm den Hemdärmel bis an die Schultern auf, und nun rann das Blut den weißen Arm hinab.

Amalie erblasste. Francesco musste sich auf einen Stuhl setzen. Die Frau holte Kräuter, auf die Wunde zu legen, und Amalie rief, die beiden Hände empor hebend: Er wurde verwundet, da er mich rettete!

Der Mann leuchtete, Amalie musste den Arm halten, während die Frau den Umschlag machte.

Ei, wie halten Sie? fragte die Bäuerin; halten Sie fest! Der Arm hat

Sie gerettet, und Sie scheuen sich wohl  
ihn bequem zu halten? Da erröthete  
Amalie, und sie legte den verwundeten  
Arm sanft in ihre Hände, und bethauete  
ihn mit ihren Thränen.

So schickt sich's, Signora! der Mann  
muß für die Schönheit Blut vergießen,  
und das Mädchen für den Mann Thrä-  
nen. Weinen Sie nur, Signora! Se-  
hen Sie wohl, wie gut ihm das thut;  
wie er lächelt; wie er das Blut seines  
Herzens nicht kostbarer hält als Ihre  
Thränen!

Amalies schönes Gesicht war von der  
Rosengluth der reinen Liebe überzogen.

Nun fehlte es an einem Verbande.  
Amalie riß von ihrem Kleide die Garnis-  
zung, und auf einmal sah sie, wie leicht  
sie gekleidet war. Aber sie mochte sinnen  
so viel sie wollte, es war nicht möglich  
sich zu verhüllen; denn die Frau trieb sie,  
die Garnirung um den Arm zuwinden.

Jetzt fand Amalie einen Augenblick,  
ihr Kleid zu ordnen. Während der Zeit

tritt die Bäuerin mit dem Verwundeten heftig: er müsse ihr Bett einnehmen. Die Wunde, sagte sie, ist nicht gefährlich; aber ein Fieber wird kommen, und das Bett gehört dem Kranken.

Es gehört der Signora dort, rief Francesco mit Eifer: sie bedarf es mehr als ich. Die Signora, antwortete die Bäuerin, heiter und mutig, blühet wie die Morgenröthe. Ich stehe Ihnen dafür, sie hat heute Nacht zu thun. Ich will die Umschläge besorgen, aber die Signora wird sie Ihnen auflegen. Diese harte Hand macht Ihnen Schmerz, ihre Hand ist weich und seiden, und ein paar Thränen bekommen Sie in den Kauf. Und wer anders soll den Retter bewachen, als die Gerettete?

Der Bauer stimmte seiner Frau bei; Francesco ward besiegt; und in der That bekam er ein heftiges Fieber, und Amalie mit weicher zitternder Hand und mit thausenden Thränen legte ihm die Umschläge auf, und war seine wachsame Wärterin.

Mit dem frühesten Anbruch des Morgens ging der Bauer mit ein paar Worten, die Amalie mit Bleistift geschrieben hatte, in die Stadt zu ihren Eltern, und ein paar Stunden drauf waren Diese in den Armen der Tochter.

Amalie, an dem Busen ihrer Mutter ruhend, und das in Thränen funkelnde Auge von Zeit zu Zeit auf ihren Retter wendend, erzählte ihre Entfährung, ihre hoffnungslose Verzweiflung, und die Ankunft ihres großmuthigen Retters. Hier, mutiger durch die Gegenwart ihrer Mutter, warf sich Amalie an das Bettel ihres Kranken auf die Knie und drückte ihren Mund auf des Jünglings Hand, ehe er es hindern konnte.

Der Herr von Warf erkundigte sich jetzt, ob er im Stande sey in den Wagen zu kommen. Francesco antwortete lachend: Die dankbare Sorge Ihrer Tochter hat eine Schramme verbunden, die der Schurke mir gab, wie ich ihn an die Mauer warf. Er stand ruhig auf, sein

Aer

Aermel war weit genug über seinen Aem zu gehen.

Man bezahlte dem Bauer seine geleisteten Dienste sehr reichlich, und sie fuhren nach Rom zurück.

### Fortsetzung.

Das Fahren ward, wie Francesco sagte, ihm schmerhaft. Er glaubte, das Gehen besser ertragen zu können. Der Herr von Warf stieg mit ihm aus. Warf fragte, wie kamen Sie in die Gegend, meine Tochter retten zu können? Francesco lächelte. Er hob ruhig an: Ich kenne Ihre Tochter seit einigen Monaten, ich lernte sie in der Capelle der heiligen Cäcilia kennen. Hier blieb Warf stehen und verglich den Netter seiner Tochter mit irgend einem Bilde in seinem Kopfe.

Ah, ah jetzt sehe ich erst; Sie standen vor dem Bilde der Heiligen? Mit entzückten Blicken? Das waren Sie?

Das war ich, und dann stand ich vor  
der schönen Heiligen, Ihrer Tochter,  
mit entzückter Seele. Dies sagte Fran-  
cesco dem Vater des Mädchens so offen,  
so sorglos, als wäre es nichts.

Welch ein glücklicher Zufall also!

Nicht so sehr Zufall als Sie glauben.  
Der Anblick Ihrer Tochter hat mein Herz  
in dem Innersten tief ergriffen. Ich habe  
der Liebe gespottet, der die Freundschaft  
und das Vertrauen nicht voranging; und  
erstaunt und beschämt fühlte ich, fühlte  
alle Tage mehr, daß ich die schöne Unbe-  
kannte liebte, mit ewig lodernder Flamme.

Sie war verschwunden, ich fand sie  
auf dem Capitol wieder; nun, nun wußte  
ich ihren Namen und mein Auge verfolgte  
sie, wo ich konnte. Ich sah sie oft; sie  
— sah mich nicht wieder, denn — mich  
dünkt — es kann seyn, daß ich mich irre  
— es kann seyn, daß ein eitler geheimer  
Wunsch mich verführt — mich dünkte,  
mein Anblick brachte ihre Seele in Be-  
wegung.

Warf maß den jungen Mann von oben bis unten, der die geheimsten Gedanken so sorglos dem Water des Mädchens sagte. Es kam ihm seltsam vor. Er wollte errathen, wohin das führen sollte. Er that eine Frage, die sehr wohl zu seinen Gedanken paßte. Er fragte: Wie heißen Sie denn, edler aufrichtiger Mensch? und wer sind Sie?

Hier stükste der junge Mann und sagte dann: ich heiße Francesco und bin — nichts. Dann fuhr er ruhig fort. Gestern gehe ich vor Ihrem Hause vorüber; eben tritt Ihre Familie aus dem Hause hervor. Sie gehen vor mir her, dem Weinberge zu. Ich folge Ihnen, ich gehe um den Weinberg weg, um von einer andern Seite unbemerkt näher zu kommen.

Und warum, fragte Warf freundlich, verschmähete der Landsmann unsere Bekanntschaft?

Ich wollte die Bekanntschaft des Mädchens nicht machen, weil ich — nicht

durste! Ich warf mich unten im Thale ins Gebüsch, um auszuruhen. Ich war vollkommen unsichtbar.

Drei Männer näherten sich und blieben am Gebüsch stehen. Hier kommen sie herab, sage der Eine, und dann gehen sie im Thale herauf bis dorthin der Warte zu. Bei der Warte ist dein Stand! — Daß nur kein Lächeln, kein Wink, ihr verräth, daß du die Mädchen kennst, und daß es auf das hübsche Mädchen abgesehen ist! Wenn wir sie nur mit Gutem bis in den Eingang gelockt haben, und das ist Deine Sache! wir Beide wollen dann das Nebrige besorgen.

Sie sehen, Herr von Warf, hier war von einer Spitzbüberei die Rede, und diese Spitzbüberei konnte Amalien betreffen. Ich war bewaffnet; denn ich schweife oft allein in den unsichern Ruinen der Gegend umher. Ich wartete in meinem Gebüsch, bis ich endlich drei Frauenzimmer den bezeichneten Weg vom Weinberge herab kommen sahe. Sie gingen gerade in

die Gegend, die der eine Bandit bezeichnet hatte. Ich folgte ihnen in der Ferne, um mich nicht zu verrathen. Bei einer Ruine, dem Eingang zu einer Katakumbe, verschwanden sie, und ich eilte schnell ihnen nach; ich hörte Amaliens Geschrei, und rettete sie.

Hier drückte Warf mit herzlicher Dankbarkeit den jungen Mann an seine Brust. Er erzählte ihm, daß Amalie die Beute eines hohen Prälaten hätte werden sollen.

Jetzt wiederholte Warf seine Frage nach dem Namen und Stande des Fremden; und Francesco ergriff Warfs Hand, drückte sie an seine Brust und sagte lächelnd: ich heiße Francesco und bin nichts!

Wir werden schon näher bekannt werden, sagte Warf freundlich; denn jetzt, edler Mensch! wer Sie auch seyn mögen, Sie gehören zu den Freunden meines Hauses, und — Vertrauen gegen Vertrauen, junger Mann! Sie haben in der Kapelle Amaliens Herz in Bewegung gebracht, und verstehe ich mich auf meiner Tochter

Herz, junger Mensch, Francesco, mein Freund! so liebt Amalie Sie wieder; und wären Sie auch nichts, wie Sie sagen, so — ich habe bedeutende Freunde; und einem Mann mit Ihrem Muth, mit Ihrem Geist, kanns nicht immer fehlen. Ich fühle es, Amalie wird von gestern an keinem Andern angehören als ihrem Retter.

Hier stand Francesco und heftete das verfinsterte Auge auf den Herrn von Warf, und sagte: entzückende Hoffnungen! Aber ich muß Ihnen entsagen. Und so, Herr von Warf — ich liebe es nicht, wenn man mit dem Schmerz handelt und dingt, und eine kleine Freude in den Kauf haben möchte, und so — hier schüttelte er Warfs Hand — leben Sie wohl! Er ging schnell neben weg in die Weinberge, und Warf stand wie fest gezaubert auf seiner Stelle, bis endlich der Wagen sich um den Weinberg näherte. Frau und Tochter riefen ihn an.

Wo ist er? fragte Amalie sich rings umsehend.

Verschwunden, wie ein Engel, wie er erschienen ist!

Verschwunden? fragte die Mutter und Tochter.

In der That, sagte Warf, dieser junge Mensch zwingt mich, an eine Tugend, oder an eine Eitelkeit zu glauben, deren ich den Menschen nicht fähig hielt. Er erzählte ihnen das Gespräch mit Francesco. Amalie horchte, mit starrem Auge; ein Seufzer brach aus ihrer Brust hervor. Sie sagte nicht ein Wort.

Der Herr von Warf war gewohnt, jedem Menschen zu erlauben, auf seine eigene Weise sich einzurichten. Er suchte also nicht das Vertrauen seiner Tochter zu erzwingen; er überließ ihren Schmerz — und er sah wohl, wie sehr es sie schmerzte, von dem Manne so abgestossen zu seyn, von dem sie sich so angezogen fühlte — er überließ ihren Schmerz ihr selbst und ihrer Mutter, in deren weichern Busen die Tochter, wenn auch nicht ihre Geheimnisse, doch ihre Thränen goß.

Das hatte der Herr von Warf Sauern erzählt, und das erzählte Sauer mir wieder.

Sie können leicht denken, Woldemar, welch einen Eindruck diese Erzählung auf mich machte. Jetzt hatte ich eine Erklärung von Amaliens Worten: „ich würde auch Ihren Freund bitten zu schweigen.“ Sie liebte Francesco, diesen Mann, den das glückliche Geschick zweimal zu ihrem Retter gemacht hatte. Ich trauerte, schwieg, und kam seltener zu Warfs.

Sehen Sie, Woldemar, ich liebte Amalien; mit welcher Stärke, das fühlte ich erst jetzt, da ich sie verloren hatte.

Man machte mir Vorwürfe im Warfschen Hause, daß ich jetzt so selten käme; Amalie nicht, sie war gegen mich gleich freundlich und zutraulich; aber jetzt beobachtete ich sie näher, und ich fand sie oft so tiefstündig da sitzen, die sorgenvolle Stirn in die Hand gelegt, daß es mir immer gewisser ward, sie liebte Francesco.

So saß sie einmal, so saß ich ihr gegenüber und übersann das seltsame Geschick, das uns alle Drei, Francesco, sie und mich, zu gleichen Thränen verdammt. Von diesem Gefühl ergriffen näherte ich mich ihr, umfaßte sie und sagte: o soll denn Niemand glücklich seyn von uns!

Sie erblaßte und dann glühete sie wieder vom schönsten Purpur.

Von diesem Augenblick an, vermied sie, so viel sie konnte, das Alleinseyn mit mir.

Der Kummer breitete immer mehr seine dunkeln Flügel über mein Leben aus. Tausendmal war ich entschlossen, Warfs zu verlassen; aber wenn ich den Gedanken anstieß, so warf Almalie einen langen nachsinnenden Blick auf mich, und dieser Blick zauberte mich fest. Ich beneidete Francesco den Mut, womit er sich losgerissen hatte. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich in thatloser, unmännlicher Geduld mein Leben in den Fesseln einer hoffnungslosen Leidenschaft fortschleppte.

Sauer, der jetzt im Wartschen Hause  
sehr oft war, schüttelte den Kopf, wenn  
er mich in meinem Gram versunken sitzen  
sah.

Der Teufel! Norden, wenn man Dich  
so Grisgrammen sieht, und nicht recht weiß  
warum — denn, Norden, wäre ich an  
Deiner Stelle, so fragte ich Amalien,  
warum sie so blaß wäre und die Augen  
beständig voll Thränen, und die Brust  
voll Seufzer hätte, und sagte ihr bei  
Gelegenheit, daß ich aus bloßer Liebe zu  
ihr so ein Grisgramm wäre! Denn,  
der Teufel! Norden! wenn ich alles zu-  
sammen zähle, und meine fünf Sinne  
habe ich Gottlob! so bist Du es am Ende,  
um den sie sich quält; denn mit Francesco,  
das ist zwei gute Jahr her, und seit dem  
war ja Amalie wieder so heiter wie ein  
Wdgelchen auf den Zweigen.

Ich sah ihn starr an und schüttelte  
stumm den Kopf.

Sauer fuhr fort: Du liebst sie, das  
weiß sie; Du schweigst, das begreift sie

nicht; natürlich muß sie glauben, Du bist so ein zweiter Francesco, der wie ein Narr ruft: entzückende Hoffnungen! aber ich muß ihnen entsagen! Aber klüger war er doch als Du; denn er läuft in die Welt; Du aber sitzt hier und zähst Dir Deine Thränen Stück vor Stück vor. Rede entweder, oder lauf Francesco nach!

Hier sprang ich auf. Ich will fort!  
rief ich, morgen früh!

Morgen, sagte Sauer, hast Du Dich ja mit Warfs in Tivoli versagt, übermorgen aber! und morgen nimmst Du in Tivoli Abschied.

Ich bin fest entschlossen, sagte ich, abzureisen! Er lächelte. Fest entschlossen!  
rief ich; ich gab in seiner Gegenwart meinem Bedienten Befehle, alles zu bezahlen und zu packen; Norden lächelte.

### Fortsetzung.

Am andern Morgen reisten wir nach Tivoli, wir besuchten früh beim Sonnen-

aufgang die Kaskatellen. Dann ließen wir das Mittagessen durch den freundlichen Gastwirth von Tivoli in das Thal hinbringen, von wo man die erhabene reizende Aussicht auf den Wasserfall hat. Wir lagerten uns an einem Hügel. Alle Sorge war in meinem Busen ausgelöscht; denn dieser Tag erinnerte mich wieder so lebendig an jene Tage auf den Alpen. Sie hatte denselben Gedanken, wie wir uns um das Essen herlagerten, was sie hertragen half.

Wann werden wir wieder so glücklich seyn, wie dort, fragte sie mich: wo wir die Nächte durch mit den Dörferinnen tanzten?

Sauer, der die Frage hörte, sagte: Wann? Heute! morgen! immer! Amalie, wenn Sie klug sind. Heute wenigstens, sagte sie und ich. Wir wurden unbeschreiblich fröhlich. Ich hatte meine Flöte bei mir, Sauer seine. Der Wirth schaffte ein Violoncello für Herrn von Wars. Amalie sang; so verging der Tag

wie eine Minute; als stürzte er eben so schnell, nur schöner und süßer, als der Wasserstrom, in das Thal der Vergangenheit. Gegen Abend gingen wir nach Tivoli zurück.

Amalie sprach noch immer mit Entzücken von dem Sybillen-Tempel; ihr Vater saß im Saal mit Sauer und Amaliens Mutter, und lasen und schrieben die niedlichen Einfälle ab, die an den Wänden umher stehen; Andenken fröhlicher Reisenden, welche von der himmlischen Gegend bei Tivoli begeistert waren.

Ich ging indessen mit Amalien durch den offenen Weingang des Wirthsgartens, den jeder Reisende bewundert, und der leise die Felsen hinanführt.

Ich bot ihr meinen Arm und zeigte hinauf in die Felsen, als um zu fragen, ob sie dahin wollte. Sie nickte und schwieg. Hier überfiel der Gedanke an meine nahe und ewige Trennung von dem geliebten Mädchen, mich wie ein Todesschrecken. So vergeht Alles! sagte ich;

auch dieser Tag, auch morgen; und dann  
das immerwährende kalte morgen!

Sie wollen reisen? und so bald? sagte  
mir Herr von Sauer. Sie sah vor sich  
auf den Weg nieder.

Sehen Sie, da habe ich das Wort,  
von dem ich sagte: Morgen! Wir gin-  
gen einige Schritte stumm neben einander  
her.

Und der Himmel, fing ich wieder leise  
an, sende alle seine Engel auf Amaliens  
Weg, um sie zu schützen, und alle tragen  
sie die Gestalt des muthigen, ach des zu  
glücklichen Francesco.

Hier hob sie langsam ihr Gesicht em-  
por, um mich, oder den Himmel anzuse-  
hen. Francesco, sagte sie leise, war ein  
edler Mann! Wir mußten uns trennen!  
Ich habe edle Freunde gehabt, das tröstet  
mich in jeder bittern Stunde des Scheis-  
dens.

So waren wir hinaufgekommen. Der  
letzte Strahl der untergehenden Sonne  
kleidete oben noch die Felsen und den Tem-  
pel in das rothe Heenlicht des Abends.

Wir kamen näher. Auf den Stufen des Tempels zwischen den Säulen saß eine junge Frau, mit der ganzen stolzen Schönheit einer Römerin. Sie trug in dem schwarzen Haar Feldblumen; aber der Abendstrahl der Sonne fiel in dem Dunkel des Tempels so verklärend in die Blumen und auf die Frau, und gab ihr so etwas ätherisches, daß man sie hätte für die Göttin des Tempels halten sollen. Sie sang ein leises Lied mit einer schönen Stimme. Ein Säugling lag an der vollen Brust. Sie grüßte uns, bloß mit einer Neigung des Haupts, und neigte dann das schöne Gesicht auf den Knaben, der nackend, wie es hier Sitte ist, wie ein Amor auf ihrem Schoße lag. Wir blieben vor der Frau stehen; denn der Anblick war zu reizend. Sie erhob das schwarze funkelnde Auge dreist auf uns, immer leiser singend, um das Kind in den Schlaf zu bringen. Dann sah sie wieder mit dem sanftern Lächeln der Mutter auf den Knaben, der nach und nach das Auge verschloß und nun schlafend von der Brust

in die Arme der Mutter sank. Sie nahm ihn sanft von dem Schooße empor in ihren Arm, stand auf und bat mich, ihr Tuch um das Kind herzuwinden. Sie drückte noch einen Kuß auf seine Lippen. Das erweckt ihn nun nicht mehr! sagte sie. Er ist so wild wie sein Vater, dem ich entgegen gehe. Er zwang mich mit seinem Geschrei, mich hier mit ihm nieder zu setzen. Wilder Junge!

Und nun, fragte Amalie, wollen Sie das Kind dem Vater entgegen bringen?

Mich selbst! war die feurige Antwort; denn so wild sie sind; ich liebe sie beide von Herzen. Er muß den Weg heraus kommen; von dort wo er gearbeitet hat.

Glückliche Mutter! sagte Amalie.

Warum nicht glückliche Frau? sagte die Römerin lächelnd: Denn wenn ich ihn schon wild nannte, so liebt er mich doch und meinen Sohn, und die Liebe macht ihn sanft. Wir sind glücklich, setzte sie triumphirend hinzu, ob wir wohl arm sind.

find. Wir haben eine Hütte; wir verdienen heute, was wir morgen verzehren, und wir haben am Abend nichts übrig, als unsere Liebe. Aber, sagte sie gehend, wer die am Abend, und immer! übrig hat, der ist so reich wie der heilige Vater selbst, und eben so heilig, denk' ich.

O eben so heilig! sagte Amalie. Eben so heilig! sagte ich. Wir sahen dem Weibe, das zwischen den Felsen hinschwebte, mit zärtlichen Blicken nach.

Dann trat Amalie die Stufen des Tempels hinauf. Ich folgte ihr.

O, sagte ich leise und sah sie mit nassem Auge an: wenn die Liebe übrig bleibt, von allem Irrdischen das Himmelsche, das Unvergängliche, das Heilige! o wenn zwei Wesen das sagen können! Ich fasste ihre Hand, ihre Hand zitterte. Amalie! seufzte ich leise. Da fühlte ich den Druck ihrer Hand, da schlug sie ihr Auge schnell gegen mich auf und ließ es langsam wieder zu Boden sinken. Ich schläng meinen Arm um ihren Leib, mein Herz flog in

den entzückenvollen Hoffnungen der Liebe. Aus ihren Augen drangen Thränen, und sie verbarg sie mir nicht. Sie wendete die nassen Augen auf mich, und fragte: schon morgen? — — — Da, meines Glückes gewisser, zog ich sie an meine Brust, und mein Mund sank sanft auf ihren. Da flossen unsere Thränen zusammen, und unsere Lippen drückten sich stärker. Ich sagte: mein, Amalie? und sie schläng ihre Arme liebend um mich. Glücklicher und heiliger! stammelten ihre Lippen auf meinen. Glücklicher und heiliger! Wir, wir, ich und Sie, Amalie! stammelte ich.

Der Abend war heraufgekommen. Wir gingen, die Hände fest in einander geschlagen, von dem Tempel hinab, dem Hause zu.

Sie saßen Alle unter dem Weindache vor dem Hause. Niemand sah unsere nassen Augen; Niemand kannte unsere seligen Herzen. Aber noch einmal, ehe sie mit ihrer Mutter ging, reichte sie mir

die Hand und fragte: sind Sie nun glücklich? und ich drückte die Hand an mein Herz. Meine Amalie! sagte ich leise. Sie ging und ich stahl mich fort, um die Nacht in dem Tempel der Sybille zu bleiben. Am andern Morgen kam sie mir hocherröthend entgegen. Sie reichte mir die Hand. Meine Amalie! sagte ich noch einmal; nun legte sie endlich das Haupt langsam auf meine Schulter und lispelte leise: mein Norden! mein Einziger!

Sauer kam zu mir; er sah mich lächelnd an. Reisest Du heute noch? fragte er; ich fiel beschämt um seinen Hals. Ich lese auf Deinem Gesichte eine Begehrtheit, die Du vier Wochen früher hättest erleben können. Das Entzücken, was aus Deinen Augen strahlt, und den Widerschein des ersten Kusses auf Amaliens Wangen, hast Du mir, Deinem ehrlichen Freunde, zu danken.

Dir? fragte ich neugierig.

Ja mir, wenn Du es nicht übel nehmen willst. Ich nahm der Gelegenheit

wahr, Amalien auf Francesco zu bringen.  
Sie sprach von ihm mit Augen, die von  
Dankbarkeit leuchteten, von Allem in der  
Welt, nur nicht von Liebe. Mitten in  
diesem Gespräch sagte ich auf einmal:  
Norden reise auch in ein paar Tagen ab.  
Sieh Bruder, da erkannte ich die Liebe;  
denn thre Wangen erblaßten, so sehr sie  
auch die Rosen auf den Wangen fest hals-  
ten wollte. Ihr Auge füllte sich mit  
Thränen, die sie vergebens verborgen woll-  
te. Sie wollte etwas Gleichgültiges fra-  
gen, aber der Ton ihrer Stimme klang  
wie ein Schluchsen. Ich, Bruder, fasste  
ein Herz und setzte trocken hinzu: Norden  
reise aus Verzweiflung; denn er glaubt,  
Sie lieben Francesco. Meinen Hut hatte  
ich in der Hand, ich machte ihr einen tie-  
fen Diener und sagte: ich habe mein Päck-  
chen abgegeben; ich wasche nun meine  
Hände in Unschuld, wenn ein Unglück  
geschieht.

Sie machte mir eben kein hübsches  
Gesicht, aber ich denke, Norden, Du  
sollst dankbarer seyn.

Woldemar, ich fiel dem Jungen um den Hals, und drückte ihn herzlich an meine Brust. Es war nicht sein von mir; aber Du bist doch glücklich! antwortete er mit nassen Augen.

Fortsetzung.

O Woldemar, die glücklichen Tage einer allen Augen verborgenen Liebe! Dieses geheim gehaltene Entzücken, das in den Tiefen der Seele das Leben mit einem ewigen Frühlinge bekränzt, die ganze Zauberwelt der Kindheit, die unschuldigen Freuden des Knaben, die unermesslichen Wünsche der Jugend, die unbefriedigt gebliebene Sehnsucht jeder Stunde des Lebens zurück ruft, befriedigt, erfüllt, und die Hoffnungen der dunkeln Zukunft in das glänzende Licht erfüllter Wünsche kleidet!

O die Stunden, da ich mit Amalien auf dem hohen Balcon im Dusfe blühender Zitronenbäume saß, am frühen Morgen, wenn die Morgenröthe erst die Kup-

pel der Peterskirche beglänzte; und die stillen Mitternächte, da wir Beide, still wie die Nacht, die Hände in einander geschlagen, die Sterne betrachteten, deren Ewigkeit das Sinnbild unserer Liebe war!

So lebten wir bis in den Herbst, wo der Herr von Warf wieder nach Deutschland abgehen wollte. Er bat seine Familie, dem geliebten Rom für immer Lebewohl zu sagen. Er war entschlossen, es nicht wieder zu sehen.

Diese Vorstellung brachte Amalien in einer zärtlichen Schwärmerei dahin, die Grotte noch einmal zu besuchen, wo sie gerettet war. Es ward damit eine Abschiedsgasterei auf eben dem Weinberge verbunden, von dem Amalie hinabgelockt ward. So wie gegessen war, gingen Amalie und ich hinab in das Thal, zu dem Landmann, der die Nacht Francesco und Amalien beherbergt hatte. Wir trafen sie Beide zu Hause, und sie erkannten Amalien fogleich. Endlich, sagte der Landmann und schüttelte treuherzig Amaliens

Hand, endlich kommen auch Sie einmal.  
Die Hütte war reinlich, Betten, Kleider  
und Geräth kündigten sogar eine Wohl-  
habenheit an, die einem römischen Land-  
mannen nicht gewöhnlich ist. Amalie freue-  
te sich darüber. O Signora! sagte der  
Bauer, das Alles ist das Werk des guten  
Herrn Francesco!

Es ist ein Engel, Signora, so heilig  
und fromm wie der heilige Vater selbst,  
und schön und muthig wie einer unserer  
Vorfahren! Er kommt hieher, so oft er  
in Rom ist, und er redet von Ihnen,  
Signora, wie ein Sterbender von der  
Hoffnung des Lebens. O Sie erinnern  
sich gewiß noch der Nacht, wo Sie seine  
Krankenwärterin waren. Er wenigstens  
redet von Niemand anders als von Ihnen,  
wie Sie so schön sind, und so heilig, wie  
die Madonna!

Amalie erröthete einmal über das an-  
dere; denn die beiden Landleute ergossen  
sich unaufhörlich in das Lob Francesco's.  
Sie hatte diese Hütte so ganz vergessen;

das mochte die Ursache ihres Erröthens seyn. Sie fragte, um das Gespräch zu endigen, nach dem nächsten Wege in die Ruine. Das ist sein liebster Aufenthalt! sagte die Bäuerin: da ist er oft halbe Tage, und ich bringe ihm sein Essen hinauf.

Amalie war sehr verlegen. Francesco's stumme, unveränderliche Liebe schien ihr ihre Undankbarkeit und Veränderlichkeit vorzuwerfen. O mein Gott! sagte sie zu mir auf dem Wege: wie konnte ich so gefühllos alles vergessen, den redlichsten der Menschen, die Hütte, die Grotte, und ach! — mein eigenes Herz! Denn wahrhaftig, Norden, ich liebte Francesco! Wir gingen zu der Grotte, wir fanden sie ausgeschmückt mit Blumen und Rosensträuchen und Myrten, die zwischen dem Gestein gepflanzt waren. Die wilden Dornen, die sonst den Eingang erschwer-ten, waren weggehauen. Ein Stein war zu einem Tische zurecht gestellt, ein ande-rer zu einem Sitz.

Wir waren allein; denn der Bauer hatte mir von weitem die Ruine gezeigt. Amalie ward höchst unruhig, wie sie alle die Zeichen von Francesco's Liebe erblickte. Sie blieb stumm vor dem Eingange stehen, faltete die Hände und senkte den unruhigen Blick zu Boden. Dann ging sie in die Grotte hinein. Lassen Sie mich einen Augenblick! sagte sie sanft zu mir. Sie blieb lange in dem Dunkel der Grotte und nachdenkend stehen. Ich stieg, um sie nicht zu stören, auf die Ruine. Sie kam nach einer langen Zeit zum Vorschein, ihr Tuch auf ihr Auge gedrückt; sie setzte sich auf den Sitz Francesco's, schüttete die Stirn in ihre Hand, und so saß sie stumm und nachsinnende.

Endlich kam ich zu ihr herab und sagte ihr, daß es Zeit wäre zurück zu kehren. Sie stand schweigend auf, und in einer Bewegung, die sie mir verbergen wollte, schien es, als drückte sie ihre Lippen auf den kalten Stein.

Sie pflückte eine wilde Rose ab und einen kleinen Zweig von Wintergrün, was

Francesco an die Felsen gepflanzt hatte.  
Darf ich? sagte sie traurig, indem sie  
psstkte, darf ich, edler Geist, der über  
diesem Denkmale der Treue und meiner  
Undankbarkeit wacht?

Sie steckte beides an ihren Busen.  
In dem Augenblick fielen die Rosenblätter  
ab; sie sah es lächelnd.

Ich brachte ihr eine andere Rose. Es  
ist an dieser genug! sagte sie. O so im-  
mer grünend wie dieser Zweig, rief sie be-  
geistert, war seine Liebe, und diese leichte  
Flatterrose ist — mein Bild.

Hier wendete sie sich noch einmal ge-  
gen den Felsen um, und dann ging sie auf  
dem schmalen Fußsteige schweigend den gan-  
zen Weg bis zu der Hütte.

War er nicht da? fragte die Bäuerin,  
war der Herr Francesco nicht da?

Wie? rief Amalie ängstlich, ist denn  
Francesco hier?

Er ist vor acht Tagen wieder nach  
Nom gekommen; einen Augenblick war er

bei uns, ich glaubte, er würde zu der Grotte gehen, und wir wollten Ihn und Sie überraschen. Wenn Sie noch einen Augenblick verziehn, er kommt gewiß zurück.

Amalie kämpfte mit sich selbst, das sah man an der Unruhe auf ihrem Gesicht. Ich überließ sie ihrem eigenen Entschluß und ging in die Hütte, um den Ausgang der Begegnung abzuwarten.

Ich war sehr ruhig, Woldemar; nicht das leiseste Gefühl einer Eifersucht lag in meiner Seele. Ich ehrt die feinsten Bekümmernisse eines schönen Herzens, das sich für undankbar hält, weil die tugendhafte Sehnsucht im Menschen unendlicher ist als das schwache Herz.

Amalie kam zu mir: Er ist hier, sagte sie, er hat uns nicht besucht, er scheint uns vermeiden zu wollen, vielleicht zu müssen, und dennoch — fühle ich fest — ich will ihn hier erwarten.

Ihr Herz kann nicht irren, Amalie, sagte ich.

Dennnoch zittere ich, vor die Augen  
des Mannes zu treten, der mir ewig so  
theuer ist, dem ich so theuer bin! — O  
Morden, Morden, wer schüttet sein  
Gift auf diese tugendhafte Empfindung?  
ich fürchte fast, mein Herz, das zu eng  
ist, um nicht vor Francesco's Größe zu  
zittern! — O nein! rief sie, und schlug  
die Hände zusammen, wenn ich auch nicht  
eine seiner Tugenden habe, so will ich  
doch aufrichtig seyn. Sie ging wieder  
hinaus ins Freie.

Sie setzte sich in einiger Entfernung  
von der Hütte auf einen Baumstumpf;  
ich setzte mich an die Thüre unter ein ver-  
hüllendes Weindach.

Da kam Francesco aus dem Gebüsch,  
nahe bei Amalien, hervor. Sie sah ihn,  
sprang auf, und flog mit einem Geschrei:  
o Francesco! und mit offenen Armen auf  
ihn zu. Amalie! rief er: Amalie! ist  
das mein Schutzgeist, mein weissagender  
Engel, ein Heil verheißendes Zeichen, was  
Sie hieher führt? Amalie! Ihr Vater

gab mir einmal auf jenem Hügel, den Sie dort sehen, entzückende Hoffnungen, und ich sagte — der gewaltige Schmerz zerriß die starke Seele des Mannes, der es sagte — ich sagte: ich muß diesen Hoffnungen entsagen! Damals, Amalie, war diese Hand und mein Wille gebunden! Dieses Herz hat nur für Sie geschlagen! Hand und Wille sind jetzt frei! Dieses Herz war immer Dein! Amalie! Hier fasste er ihre beiden Hände: Giebst Du mir diese entzückenden Hoffnungen noch einmal?

Amalie sank an seine Brust, drückte ihren Mund auf seine Lippen und sagte, das große offene Auge dreist und zutraulich auf seines gehestet: ich muß diesen entzückenden Hoffnungen entsagen, Francesco! Meine Hand, mein Wille, mein Herz, theurer Francesco, sind gebunden!

Hier schwieg Francesco mit starren Augen einige Secunden lang. Auch Dein Herz? fragte er langsam.

Auch mein Herz! mein Freund Francesco! mein Retter, mein Bruder! Sie

hielt das zutrauliche Auge auf seinem fest,  
und hielt seine beiden Hände.

Auch Dein Herz? — Ich glaubte  
noch vor ein paar Minuten, es könnte  
so nicht seyn, da das freundliche Ge-  
schick ohne mein Zuthun die Bande meines  
Willens gelöst hatte. Ich flog hieher auf  
den Flügeln der Liebe, der Hoffnung, des  
Entzückens! Und Du verwandelst Alles  
in Kummer! In Kummer? Hier um-  
fasste er sie mit beiden Armen und drückte  
sie gewaltig an seine Brust. In Kum-  
mer? das verhüte Gott und jede tugend-  
hafte Kraft in meiner Brust, daß ich da  
das Wort Kummer nicht sage, wenn  
Amalie mich Bruder nennt. Und ist denn  
die Natur nicht besser, als das eigenmühlige  
Herz? Ist denn nicht der Name  
Bruder, der Name der Liebe? Und  
wenn der Bruder Dich liebt, wie die Ge-  
liebte, erfüllt er da nicht schon das Gebot  
der höhern Liebe hier? Darum komm in  
meine Arme, Schwester! Und regt ein  
anderes Gefühl in meiner Brust sich, so  
will

will ich es Sünde heißen, und will mich  
anklagen, nicht Dich!

Amalie zerfloss in seinen Armen fast  
in Thränen und in der Empfindung seiner  
Großmuth. Ich will Dir noch mehr ge-  
ben, Francesco! sagte sie, als eine Schwei-  
ster; einen Bruder! Sie führte ihn in  
raschen Schritten auf die Hütte zu; ich  
ging ihnen entgegen.

Unter Euch Beiden ist meine Seele  
getheilt, sagte Amalie. Jedem von Euch,  
gehört sie ganz. Ich bin stolz auf Dich,  
Francesco; aber glaube mir, ich liebe Dich  
wieder! — Ich liebe Dich, Norden!  
aber glaube mir, nicht mehr als ich stolz  
auf Francesco bin!

Hier sah Francesco mich starr an. Er  
maß mich gleichsam mit seinen Blicken.  
Langsam sagte er: ich kann nicht sagen,  
dass ich Sie liebe. Aber ich fühle, dass  
die Liebe Amaliens zu Ihnen mich zu Ihnen  
zieht. — — Er machte eine Pause.  
Wäre es das gewöhnliche Possenspiel?  
Himmel! das gewöhnliche! — Ihre

Liebe nichts als der Kiesel des Bluts —  
Dann würde ich erst bejammern, welch  
ein Glück mir und ihr untergangen ist!  
O ich kann mich immer noch nicht gewöh-  
nen, daß Du, Amalie, einem Andern an-  
gehören könnest, als mir! Und darum  
— ich war so stolz zu glauben, es ver-  
stände Dich Niemand zu lieben als ich —  
darum lebt wohl!

Er kniete vor Amalien nieder. Du  
hast gewählt, Amalie! Nie hänge eine  
Sorge auf Deinem Auge, nie ein Gram  
über jenen glücklichen Mann auf Deiner  
gesalzeten Stirn; daß ich nicht denken  
durf, Du habest leichtsinnig den Edelstein  
des Lebens um eine glänzende Glasscherbe  
weggeworfen. Ach, er muß Dich unend-  
lich lieben, wenn Du nicht an den treuen  
Francesco denken sollst.

Ich will sie unendlich lieben, rief ich.  
Ich verspreche es Dir, Francesco, bis  
ihr Herz, in meiner Liebe erhoben, mich  
Francesco nennt.

Er sah mich finster an. Wenn das  
Alles ein Possenspiel wäre! Himmel, und

ich foderte einst Antwort von Dir: warum  
mußte Francesco untergehen?

Hier wendete er sich ab, sah noch einmal zurück, rief; lebt wohl! und verschwand schnell in das Gebüsch.

Wir Beide standen erstarrt wie kalte Bildsäulen aus Marmor. Dann wendete sich Amalia langsam zu mir und sagte leise und zitternd: Nein, es ist kein Possenspiel, wie er sagte!

Nein! nein! Amalie! Nein, bei Gott nicht! Wir stützten einander in die Arme; und Herz an Herz gedrückt, und Mund auf Mund gepreßt, fanden wir in unsfern Seelen das Leben der Liebe wieder, die Wärme, die Hoffnung, das Zutrauen, die Gewißheit. Ewig Dein! riefen wir Beide auf einmal, und drückten uns fester an die schlagenden Herzen.

In der Dämmerung des Abends kehrten wir auf den Weinberg zurück, und von da nach Rom.

Ich frage Sie, Woldemar, ist es möglich, und wenn ich sie nur halb liebte, dürste ich den Wunsch meines Vaters er-

füllen? Oder dürste es wahr seyn, was er mit den finstern Blicken auf mich gesichtet, sagte: wäre dies Alles ein Possenspiel? — —

### Fortsetzung.

Wir reisten nach Deutschland zurück; wir kamen in Coblenz an. Hier fand ich den Bruder Almaliens, der unter dem Militär stand. Er war Almaliens Bruder; ich liebte ihn, weil sie ihn liebte. Er ist roh und wild, aber mich dünkt, nicht böse.

Jetzt — weiß ich nicht, wo sie sind; auch der Bruder weiß es nicht. Der Herr von Warf muß in seltsamen Verhältnissen stehen. Er hatte, so viel ich weiß, kein Vermögen, eine geringe Besoldung, und dennoch lebte er in Ueberflüß, in einer Eleganz, die nur ein großer Reichthum rechtfertigen könnte.

Sein Sohn weiß entweder nicht, oder will nicht sagen, wo sein Vater sich aufhält.

Ich lebe hier in Wetzlar; in recht angenehmen Verhältnissen, könnte ich sagen,

wenn nicht die doppelte Unruhe, um meinen Vater, um Amalien, wie eine dunkle Wolke auf meinem Leben läge.

Der Winter ist fast vorüber; ich hoffe alle Tage auf den Befehl meines Vaters zurück zu kommen, und dann — eine Fremde! Eine Fremde? — O Amalie, du bist eine Verwandte aller bessern Wesen, der Engel, der himmlischen Geister, eine Verwandte der höchsten Liebe; und meinem Vater bist du dennoch mit allen deinen Tugenden eine Fremde, die er hasst!

Hassen? Ist es möglich, kann ein Mensch Dich hassen!

---

Woltemar, hier haben Sie meine Vergebungheit. Sagen Sie, war ich nicht ein guter Sohn? Konnte ich anders? War es nicht der wohlthätige Schutzgeist alles Guten, Edlen und Großen; war es nicht der Schutzenkel meines Lebens? — War es nicht — warum soll der Mensch nicht so stolz seyn, das zu denken? — war es

nicht die Hand der höchsten Liebe selbst,  
die mich und Amalien zusammen leitete?

Ich müßte verzweifeln, wenn ich je  
denken könnte, was Francesco fürchtete,  
was mein Vater so oft sagt: diese Liebe  
wäre ein Possenspiel, der wilde Kitzel des  
Bluts und die vergängliche Blütenzeit des  
Lebens!

Nein, mein Freund! Mein Geist er-  
hebt sich über die enge Grenze der Zeit,  
wie sich der Adler über den Gesichtskreis  
erhebt, um sich in reinem Sonnenlicht zu  
baden.

Von Cassel aus werde ich Ihnen wie-  
der schreiben, und so leben Sie wohl.

Ende des ersten Theils.

---

Dessau, gedruckt bei J. C. Fritsche.

---







Dd2705<sup>b</sup>  
S

ULB Halle  
008 869 944

3





Die  
beiden Bräute.

Von

August Lafontaine.

Erster Theil.

1859

Berlin,

in der Sanderschen Buchhandlung.

1808.

